

REZENSIONEN

Storčová, Lucie (Hg.): Koncepty a dějiny. Proměny pojmů v současné historické vědě [Konzepte und Geschichte. Der Wandel der Begriffe in der gegenwärtigen historischen Wissenschaft].

Scriptorium, Praha 2014, 452 S., ISBN 978-80-87271-87-2.

Dreißig Jahre nach der von Miroslav Hroch herausgegebenen Einführung in die Geschichtswissenschaft¹ hat Lucie Storčová zusammen mit einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen einen Band über Konzepte in der Geschichtswissenschaft vorgelegt, der für die tschechische Historiografie einen Meilenstein darstellt und international Beachtung verdient. In dem Buch werden in einzelnen Artikeln Grundbegriffe der Geschichtswissenschaft wie „Ereignis“, „Struktur“, „Narration“ und „Akteur“ sowie analytische Konzepte wie „Gender“, „Ethnizität“, „Identität“ sowie Forschungsfelder wie „Krieg“, „Stadt“, „Diktatur“ abgehandelt, sofern diese mit spezifischen theoretischen Ansätzen verbunden sind. Der Band ist nützlich für Studienanfänger, weil er didaktisch aufgebaut ist, er eignet sich aber auch als Einstieg in die Forschung, da die einzelnen Begriffe und Forschungsfelder auf der Höhe der geschichtswissenschaftlichen Diskussion behandelt werden. Zudem verbinden die Autoren die Darstellung von Konzepten systematisch mit Skizzen konkreter Forschungsleistungen. So wird erkennbar, wie Theorien in der historischen Forschung fruchtbar gemacht und welche konkreten Erkenntnisse aus bestimmten theoretischen Vorentscheidungen abgeleitet werden können. Hervorzuheben ist auch, dass die einzelnen Beiträge durch ein dichtes Netz von Verweisen miteinander verbunden sind. Liest man zum Beispiel den Artikel über das Forschungsfeld „Krieg“, so wird man auf die Konzepte „Politik“, „Modernisierung“, „Gedächtnis“, „Gender“ und „Diktatur“ verwiesen.

Das Spektrum der ausgewählten Konzepte ist breit. Zum Teil fußen die Beiträge auf Forschungsprojekten, die in den vergangenen Jahren in Tschechien entstanden sind. In gewissem Maße lässt der Band Rückschlüsse über die bevorzugten Themen und Theorieansätze in Tschechien erkennen. Dabei gibt es jedoch auch Schwerpunkte in der aktuellen tschechischen Geschichtswissenschaft, die sich nicht in einem Beitrag zu einem bestimmten Konzept widerspiegeln. Dies gilt beispielsweise für die Geistesgeschichte bzw. die New Intellectual History. Bemerkenswert ist, in welch hohem Maße sich die Autorinnen und Autoren für die internationale Theorieproduktion und Forschung geöffnet haben. Zwei Kapitel des Bandes sind nach der Herkunft bestimmter Konzepte strukturiert: Die Begriffe „Gesellschaft“, „Politik“, „Kultur“ und „Wirtschaft“ werden als Konzepte aus dem deutschen Sprachraum bezeichnet; „Klasse“, „Gender“, „Ethnizität“ und „Race“ gelten als Konzepte, die

¹ *Hroch, Miroslav: Úvod do studia dějepisu [Einführung in das Studium der Geschichte]. Praha 1985.*

im englischsprachigen Raum entstanden oder diskutiert worden sind. Daneben kommt Konzepttransfers aus der französischen Tradition große Bedeutung zu: Michel Foucault ist der im Namensregister am meisten genannte Denker, aber auch Fernand Braudel und Maurice Halbwachs spielen eine wichtige Rolle. Unter den deutschen Philosophen und Historikern stehen Karl Marx, Max Weber und Jürgen Kocka an erster Stelle; von den tschechischen Historikern wird nur auf Miroslav Hroch häufiger verwiesen.

Die vorgestellten Konzepte angemessen zu würdigen, überfordert einen einzelnen Rezensenten. Als ein hervorragender Beitrag erscheint der Text über „Diktatur und autoritäre Regime“, der von vier Autoren (Radek Buben, Michal Pullmann, Matěj Spurný und Jíří Růžička) gemeinsam verfasst worden ist. Er beruht auf einer sehr präzisen Lektüre der diskutierten Theorien (zum Beispiel der Totalitarismustheorie) und auch der Forschungen, die sich auf diese Theorien stützen oder sich von ihnen absetzen.

Bemerkenswert ist auch der dreißigseitige Artikel über „Wirtschaft“ (Jíří Růžička), der einen tiefen Einblick in die Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte liefert. Bei einigen Texten war eine Entscheidung zu fällen, ob ein bestimmtes Forschungsfeld oder ein Theorieansatz im Vordergrund stehen sollte. Der Artikel über „Frömmigkeit“ (Veronika Čapská) ist insofern lesenswert, als er viele Bezüge zwischen Religionswissenschaft und historischer Anthropologie und Gender-Forschung herstellt, jedoch kann er in seiner spezifischen Ausrichtung das Forschungsfeld Religionsgeschichte nicht umfassend abbilden.

Es versteht sich von selbst, dass die Herausgeber eine Entscheidung über die Auswahl der Begriffe treffen mussten, die manche Wünsche offenlässt. Ansätze wie „Hybridität“, „Verflechtung“, „transnationale Geschichte“, „Globalgeschichte“, „Geschichte von Emotionen“, die man in einem entsprechenden deutschen Handbuch erwarten würde, sind in dem Band nicht zu finden, was seinen Wert in keiner Weise mindert. Das große Verdienst der Autorengruppe um Lucie Storchová ist es, für Studierende und Forscher eine außerordentlich nützliche Grundlage der Reflexion von Konzepten geschaffen und in der tschechischen Historiografie eine Theoriediskussion auf hohem professionellem Niveau angestoßen zu haben.

München

Martin Schulze Wessel

Borodziej, Włodzimierz/Holubec, Stanislav/Puttkamer, Joachim von (Hgg.): Mastery and Lost Illusions. Space and Time in the Modernization of Eastern and Central Europe.

De Gruyter Oldenbourg, München 2014, VI und 257 S. (Europas Osten im 20. Jahrhundert. Schriften des Imre Kertész Kollegs 5), ISBN 978-3-11-036420-0.

Die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes, in dem die Beiträge zur zweiten Jahrestagung des Jenaer Imre Kertész Kollegs vom Juni 2012 veröffentlicht werden, schreiben in der Einleitung: „Judging by the papers presented, it seems that most historians are reluctant to incorporate recent theoretical reflections on space and time into their work, preferring to use the categories in the traditional sense“ (S. 10). In seiner einleitenden theoretischen Abhandlung bemerkt Joachim von Puttkamer,

dass „at a time when modernity as a normative concept seems to be slipping into the past, it has left historians with a terminological apparatus that is not easy to cast off“ (S. 28). In einem Band, der genau diese Ordnungssysteme als Teil der Modernisierung Ostmitteleuropas zum Thema haben soll, sind diese Zitate als Kritik zu verstehen. Tatsächlich bieten die elf Studien kaum neue Ansätze zu Raum und Zeit, weder im Sinne theoretischer Reflexionen noch als praktische Anwendungen neuer Herangehensweisen. Am deutlichsten scheint die normative Terminologie in Jacek Kochanowicz's wirtschaftsgeschichtlicher Einleitung durch. Die wirtschaftliche Entwicklung eines rückständigen (und geografisch eng gefassten) Ostmitteleuropas wird hier als ständige Aufholjagd nach den Errungenschaften des Westens interpretiert. Die als Ziel ostmitteleuropäischer Politik angesehene „convergence with the West“ (S. 50) wird aber wohl ein Wunschtraum bleiben, denn kollektive Raumvorstellungen und mental maps ändern sich nicht so schnell wie wirtschaftliche Indizes.

Das Problem dieses überholt anmutenden Ansatzes zeigt sich in umständlichen Sätzen wie: „While there is no doubt that the region developed economically during the first wave of globalization, it remained backward, peripheral, and underdeveloped (with the exception of Bohemia, perhaps)“ (S. 39). Was Kochanowicz hier nur suggeriert, geht aus anderen Beiträgen deutlich hervor: Ostmitteleuropa kann nicht automatisch als einheitliches Gegenstück zum Westen und damit als europäische Peripherie verstanden werden. Stanislav Holubec' Beitrag über das tschechische Bild der Karpatenukraine in der Zwischenkriegszeit macht deutlich, dass ein paternalistischer Modernitätsdiskurs nicht nur von London, Paris und Berlin, sondern auch von Prag ausging. „Almost all the binaries of Western orientalist discourse as they are defined in standard textbooks on post-colonialism can be found in the Czech imagining of Sub-Carpathian Rus and its inhabitants“, schreibt Holubec (S. 250). Die tschechischen Beamten im sogenannten wilden Osten der Republik sahen sich und ihren Staat als Zivilisierungsinstrument. Das Selbst- und Fremdbild der Rückständigkeit Ostmitteleuropas war also eine ambivalente Sache. Dass die Region selbst Träger der Modernisierung war, unterstreicht auch Puttkamer, der die „imaginary and infrastructural mastery of space and distance“ (S. 25) als Schlüsselfaktor der Modernisierung ausmacht. Eine Fallstudie dieser These bietet Ivan Jakubec' Aufsatz über die Entwicklung der Eisenbahnen und Wasserwege in Cisleithanien. „It goes without saying that the railways fuelled modernization in the Habsburg Empire“, resümiert er (S. 195). Dies wird auch deutlich in Jerzy Kochanowskis Studie über die Hafenstädte Rostock, Klaipėda und Tallinn, für die die Qualität der staatlich verordneten Eisenbahnverbindungen den Grad der wirtschaftlichen Entwicklung bestimmte. Unter dem Eindruck von Puttkamers These scheint mir Jakubec' Schlussfolgerung zu vorsichtig. Die Eisenbahn im Habsburgerreich kann nicht nur als Motor, sondern als Kernstück der Modernisierung verstanden werden, denn sie erlaubte dem Staat die Herrschaft über seinen Raum.

Wie von den Herausgebern kritisiert, geht jedoch der Großteil der Arbeiten theoretischen Fragen von Raum, Zeit und mastery of space ganz aus dem Weg und beschäftigt sich stattdessen mit der – meist implizit mit Modernisierung gleichgesetzten – Urbanisierung Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Das Hauptaugenmerk wird auf das diskursive Spannungsverhältnis zwischen der modernen Stadt

und dem rückständigen Land gelegt. Gábor Gyáni behandelt die „Verbürgerlichung“ (polgárosodás) und Magyarisierung Budapests nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 sowie Miklós Horthys Ablehnung der Stadt als wurzellose deutsch-jüdische „sinful city“ (S.60) während der Zwischenkriegszeit. Diese Darstellung eines zwischen patriotischer Provinz und gefährlich multikultureller Stadt gespaltenen Landes findet sich nicht nur in Ungarn. Wie Błażej Brzostek's Beitrag zu Bukarest und Warschau zeigt, wurde auch in Rumänien die Stadt als Fremdkörper in einer gesunden Landschaft dargestellt. Gleichzeitig wurde von vielen Städtern die Ruralisierung ihrer täglichen Umgebung als Teil der Modernisierung wahrgenommen und kritisiert. Das Vordringen ländlicher Lebensweisen in die Städte wird also als Charakteristikum der Modernisierung in Ostmitteleuropa hervorgehoben. Es findet sich in Martin Jemelka's Beitrag zu Ostravas früher Industrialisierung, Dagmara Jajeśniak-Quast's zu den sozialistischen Planstädten Nowa Huta, Eisenhüttenstadt und Ostrava-Poruba, Ivana Dobrivojević's über den Verfall jugoslawischer Städte im ersten Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg sowie Sándor Horváth's Aufsatz über Migration von und nach Sztálinváros (ab 1961 Dunaújváros) und Budapest in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren. Dobrivojević ist dabei am negativsten und gibt den Migranten eine Teilschuld an der horrenden Wohnungskrise in Jugoslawien, die durch „a certain mentality and way of life“ (S. 152) – wie etwa die Haltung und Schlachtung von Nutztieren in Stadtwohnungen oder das Umgehen von Hygienevorschriften – noch verschlimmert wurde. Horváth legt mehr Gewicht auf die Konstruktion des Schreckbildes vom „urban villager“ (S. 164) durch die sozialistische Propaganda und Polizei, der mit seinen bäuerlichen Sitten, seinen Haustieren und Hang zum Alkohol den Bau der Planstadt Sztálinváros zu gefährden schien. Es stellt sich die Frage, inwieweit diese Figur tatsächlich existierte. Horváth's Untersuchung der Nachlässe von Einwohnern mit städtischem und ländlichem Migrationshintergrund zeigt jedenfalls „no major difference [...] that would corroborate the urban/village divide“ (S. 165). Auch in der Industrieagglomeration Ostrava, wie Jemelka darstellt, koexistierten Merkmale von Modernität und Bäuerlichkeit über Jahrzehnte, wie etwa landwirtschaftlich genutzte Flächen inmitten von Arbeiterkolonien. Die Stigmatisierung des „Ländlichen“ als rückständig war also eine Konstruktion, die sich meist erst in den staatssozialistischen Regimen nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzte. Einer eigenen Studie würdig ist in diesem Zusammenhang das Bild der von der Regierung zur Sesshaftigkeit gezwungenen Roma, in dem, wie beispielsweise Jajeśniak-Quast und Brzostek bemerken, sich die Vorstellung vom rückständigen urban villager kristallisierte.

„Mastery and Lost Illusions“ ist also vor allem eine Sammlung stadtgeschichtlicher Studien. Dass der Band seiner eigentlichen Thematik von Raum und Zeit nicht gerecht wird, tut der Qualität einzelner Untersuchungen aber keinen Abbruch. Der Schwerpunkt auf Ruralisierung und Urbanisierung als zwei Seiten der Modernisierungs-Medaille geben dem Band eine thematische Kohärenz. Es bleibt zu hoffen, dass auch aus diesem Rahmen fallende Aufsätze, wie Holubec' wichtige Darstellung des tschechischen Kolonialismus in der Karpatenukraine, ihre Leser finden werden.

Kejř, Jiří: Žil jsem ve středověku [Ich lebte im Mittelalter].

Academia, Praha 2012, 277 S., ISBN 978-80-200-2046-8.

Der unlängst im Alter von knapp 94 Jahren verstorbene Jiří Kejř war einer der bedeutendsten tschechischen Rechtshistoriker und Mediävisten der Nachkriegszeit. Er erhebt mit seinen Memoiren nicht den Anspruch, große Geschichte zu schreiben, sondern spricht vielmehr von Erinnerungen, die in erster Linie für Verwandte, enge Freunde und Kollegen bestimmt seien. Doch obwohl sich Kejř über große Strecken auf die eigene Lebensgeschichte und seine wissenschaftliche Arbeit konzentriert, kommt er ab und an einfach nicht umhin, die historischen Ereignisse zu schildern und zu bewerten, die sein langes Leben rahmten. Zumindest in diesem Sinne legt das Buch des großen Rechtshistorikers auch ein wertvolles Zeugnis von den Zeitläuften und dem Umfeld ab, in dem er arbeitete und das er selbst als „Milieu der Wissenschafts-Gemeinde“ bezeichnet.

Jiří Kejř wurde am 28. August 1921 als einziges Kind eines Brauereibesitzers in Prag-Bubny geboren. Kindheit und Jugend verbrachte er aber überwiegend in einem Dorf an der Grenze zwischen Mittel- und Ostböhmen, wo sein Vater eine Brauerei gepachtet hatte. 1940 legte er am Realgymnasium in Nový Bydžov das Abitur ab. Die restlichen Jahre der Protektorats-Zeit verbrachte Kejř auf rangniedrigen Verwaltungsposten und später im „Totaleinsatz“ in der Nähe seines ehemaligen Wohnorts. Mit dem Studium an der Juristischen Fakultät der Karls-Universität konnte er erst im Alter von 24 Jahren nach der Befreiung der Tschechoslowakei beginnen. 1948 schloss er es ab, war danach kurzzeitig in einem Notariat angestellt und wurde schließlich im Dezember 1952 Mitarbeiter an der neugegründeten Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften (Československá akademie věd, ČSAV). Konkret trat Kejř in das „Kabinett für Staats- und Rechtsgeschichte in der Tschechoslowakei“ (Kabinet dějin státu a práva v Československu) ein, dem Professor Václav Vaněček vorstand und das Bestandteil des „Instituts für Staat und Recht der Akademie der Wissenschaften“ (Ústav státu a práva ČSAV) war. Nach Auflösung dieses Instituts wurde Kejř 1973 Mitarbeiter im Archiv der Akademie der Wissenschaften, dessen Direktor damals Vaněček war. Dort konnte Kejř seine bisherige wissenschaftliche Arbeit bis zur Pensionierung Ende 1985 fortsetzen. Zum Archiv der Akademie gehörte die Kommission zur Inventarisierung und zum Studium von Handschriften (Komise pro soupis a studium rukopisů), der Kejř von 1956 an als Mitglied angehörte. Der Regimewechsel im November 1989 stellte für ihn einen neuen Impuls zur wissenschaftlichen, aber auch pädagogischen Arbeit dar. Trotz fortgeschrittenen Alters und angeschlagener Gesundheit unterrichtete er an der neu errichteten Juristischen Fakultät in Olomouc kanonisches Recht und hielt auch gelegentlich Vorlesungen an der Karls-Universität, vor allem an ihren erneut inkorporierten theologischen Fakultäten. Mit 72 Jahren wurde er an der Prager Philosophischen Fakultät habilitiert. Bis 2006 nahm er auch an wissenschaftlichen Konferenzen im Ausland teil und erhielt zahlreiche bedeutende internationale und einheimische Preise und Auszeichnungen.

In den ersten beiden Kapiteln des Buchs, die Kejřs Jugend gewidmet sind, fesseln den Leser unter anderem die Reflexionen des Autors über die tschechische Kultur

der 1930er Jahre und der Zeit des Protektorats, die auf einer hervorragenden Beobachtungsgabe beruhen. Vor allem Musik und Theater interessieren Kejř. Auch die Schilderungen der Verhältnisse an der Prager Juristischen Fakultät während der ersten Nachkriegsjahre und die Erinnerungen an die Dozenten sind sehr lesenswert. In diesen Passagen fließen die authentische Perspektive des jungen Studenten und die des späteren lebenserfahrenen Autors zusammen. Kejř verbindet hier geschickt persönliche Erinnerungen, oftmals scheinbar kleine Details, mit prägnanten Charakterisierungen einzelner Lehrender. Neben bedeutenden Persönlichkeiten der damaligen Prager Rechtswissenschaften (beispielsweise dem Rektor Karel Engliš und den Rechtswissenschaftlern Jan Krčmář, Arnořt Wenig und Zdeněk Peřka) widmet er vor allem all jenen Lehrern seine Aufmerksamkeit, die während seines Studiums an der Karls-Universität Rechtsgeschichte und Kanonistik unterrichteten (Miroslav Boháček, Vratislav Bušek, Jiří Cvetler, Theodor Saturník, Josef Tureček, Václav Vaněček). Faszinierend sind vor allem die Porträts des Romanisten Boháček und des Professors für tschechische Rechtsgeschichte Vaněček, denen er in den folgenden Jahrzehnten näherkam. Bringt er Boháček Hochachtung als Mensch und Wissenschaftler entgegen, ist sein Verhältnis zu Vaněček ambivalent, was, wie er selbst einräumt, daran liegen könnte, dass dieser von Anfang der 1950er Jahre bis in die erste Hälfte der 1980er Jahre nicht nur sein Vorgesetzter war, sondern in gewisser Weise auch die schützende Hand über ihn hielt. Seine gespaltene Sicht auf die Koryphäe der kommunistischen Rechtsgeschichte bringt Kejř wie folgt auf den Punkt: Es habe „gewissermaßen zwei Vaněčeks“ gegeben, „der erste ein hochtalentierter und fleißiger Wissenschaftler noch aus der Vorkriegszeit“ und der zweite ein „Exponent der kommunistischen Partei“ (S. 90). Dennoch würdigt Kejř Vaněčeks Fähigkeit und Bereitschaft, „sich um seine Schüler zu kümmern und ihnen Schutz vor drohendem politischen Druck zu gewähren“ (S. 91).

Unter Vaněčeks Schülern widmet der Autor vor allem jenen Aufmerksamkeit, mit denen er in der ersten Hälfte der 1950er Jahre im Kabinett für Staats- und Rechtsgeschichte zusammentraf (Jaroslav Houser, Jiří Klabouch, Vladimír Procházka, Vladimír Růžička und Valentin Urfus). Er erinnert daran, dass hier auch Menschen wirken konnten, die aus der Perspektive der damaligen Kaderpolitik äußerst problematisch erschienen, wie zum Beispiel Urfus, Sohn eines Bezirkshauptmanns der Ersten Republik, oder Procházka, dessen Bruder aus politischen Gründen in Haft war. Als weiteren Ort, an dem Wissenschaftler, die nach 1948 gezwungen waren, die Universitäten zu verlassen, ihre Arbeit fortsetzen konnten – wenn auch in engen Grenzen – nennt Kejř die Kommission zur Inventarisierung und zum Studium von Handschriften. Sie entstand im Jahr 1953 und wurde 1956 Bestandteil des Zentralarchivs der Akademie der Wissenschaften, das damals unter der Führung von Václav Vojtíšek stand. Die Kommission wurde vor allem für Boháček, für den ehemaligen Brünner Professor für tschechische Rechtsgeschichte František Čáda und auch für den Literaturwissenschaftler Václav Černý zum Zufluchtsort.

Die Schilderung dieser Nischen gewährt einen tiefen Einblick in das Funktionieren der Wissenschaft im Kommunismus. Aber auch Kejřs Beschreibungen seiner Reisen in den Westen verraten viel über die Logik, nach der die sozialwissenschaftliche Forschung organisiert war. Seine erste Reise ins „kapitalistische Ausland“ trat

Kejř 1960 im Alter von 39 Jahren an, als er zu einem Historikerkongress nach Stockholm fuhr. Zwei Jahre später gelang es ihm als einem der wenigen Nichtkommunisten sogar, an einem Symposium in den USA teilzunehmen – nicht ohne zuvor zahlreiche administrative Hindernisse überwunden zu haben. Er schildert aber nicht nur diese, sondern widmet seine Aufmerksamkeit auch vielen ausländischen Wissenschaftlern, die er auf seinen Reisen kennenlernte und mit denen er Freundschaft schloss.

Nicht allein Einladungen zu internationalen Konferenzen ermöglichten es Kejř zu reisen: 1963 wurde er Nachfolger von Vojtíšek als Geschäftsführer der Gesellschaft des Hus-Museums, die das Hus-Haus in Konstanz besaß. Dank dieses Amtes konnte Kejř auch nach dem Wechsel ins Archiv der Akademie der Wissenschaften nach dem Beginn der Normalisierung weiter ins westliche Ausland reisen.

Das Kapitel zu dieser Zeit bietet in Kejřs Erinnerungen eher ein Bündel von Episoden, partiellen Reflexionen und mehr oder weniger ausführlichen Charakterisierungen verschiedener Persönlichkeiten – von tschechischen und ausländischen Kollegen und Freunden, Repräsentanten der Normalisierungs-Forschung – denn eine in sich geschlossene Darstellung. Fesselnd ist hier beispielsweise eine Passage, die sich mit den Symposien befasst, die von 1980 an in Tábor stattfanden, wo eine tolerante und wenig ideologische Atmosphäre herrschte. Aufschlussreich sind auch die Informationen über die informelle Gruppe von Wissenschaftlern, die sich Ende der 1970er Jahre um Amadeo Molnár bildete, und Erinnerungen an einen Aufenthalt an der Universität Cambridge im Sommer 1986.

Die zwei Jahrzehnte nach 1989 handelt Kejř relativ kurz und primär mit Blick auf das Persönliche ab. In dieser Zeit engagierte er sich einerseits in der Kommission für das Studium der Persönlichkeit, des Lebens und des Werks von Jan Hus, andererseits arbeitete er an seinen wissenschaftlichen Projekten – namentlich an seiner Geschichte der mittelalterlicher Städte und der Geschichte der Prager Juristischen Fakultät. Für seine Tätigkeit in der Hus-Kommission wurde Kejř im Jahr 2000 verdientermaßen mit dem Vatikanischen Orden des Hl. Silvester ausgezeichnet.

Im vorletzten Kapitel „Die Suche nach der Vergangenheit“ berührt der Autor erstmals ausgewählte Aspekte der hussitologischen Forschung und formuliert anhand seiner Forschungsfelder Standpunkte zu allgemeineren ideologischen und methodologischen Fragen. Kejřs eindeutige Ablehnung des Marxismus (und des sogenannten Historischen Materialismus) mit seinen „allgemein gültigen“ Kategorien ist nicht programmatisch ideologisch, sondern empirisch begründet: Als Feudalismus werden beispielsweise viele verschiedene Formen bezeichnet, „die so unterschiedlich“ sind, „dass ihre Einordnung unter einen Begriff bei einem ernsthaften vergleichenden Studium schwer überwindbare Probleme bereitet“ (S. 214). Dasselbe gilt laut Kejř für „die Mehrheit solcher Bezeichnungen einschließlich des Dogmas über die Klassenaufteilung und den Klassenkampf in der Gesellschaft“ (ebenda).

Wenn Kejř über sich selbst schreibt, er sei kein Schöpfer großer historischer Konzeptionen (S. 220), fällt es schwer, ihm beizupflichten. Entschieden widersprechen aber muss man seiner Behauptung, kein großer Historiker zu sein. Mir persönlich

stehen Kejřs Ansichten über die gegenwärtige Rechtsgeschichte sehr nahe und ich teile seine Meinung voll und ganz, dass die Rechtsgeschichte „vor allem ein historisches Fach“ von interdisziplinärem Charakter ist (S. 228-232). Auch seine Feststellung, dass ein Studium der Rechtsgeschichte nicht ohne Kenntnisse des Prozessrechts möglich ist und seine Äußerungen über das Niveau, das die Lehre und Forschung der Rechtsgeschichte an den tschechischen juristischen Fakultäten heute haben, kann man nur unterschreiben. Dieser Zustand hat dazu geführt, dass in den letzten beiden Jahrzehnten solide rechtshistorische Forschung vor allem von Archivaren, Mediävisten und Forschern aus dem Bereich der historischen Hilfswissenschaften geleistet wurde.

Das letzte Kapitel „Usque ad finem“ ist nur mehr eine abschließende Reflektion. Am Ende des Buchs finden sich Erklärungen des Autors zu einigen verwendeten Begriffen sowie ein Namensregister. Faktografisch ist Kejřs Buch (wie ich wiederholt bei verschiedenen Gelegenheiten überprüft habe) sehr zuverlässig. Sollte sich der Autor dabei allein auf sein Gedächtnis verlassen haben, ist das eine unglaubliche Leistung. Kejř legt mit seinen Erinnerungen nicht nur ein persönliches Zeugnis ab, sondern bezieht auch klar Stellung zu den grundlegenden Fragen seines Fachs und allgemeinen Prinzipien wissenschaftlichen Arbeitens. Mitunter rechnet der Leser nach einer langen Hinführung gar nicht mehr mit so einer prägnanten Meinung. Was die Äußerungen über einzelne Personen angeht, zeigt sich Kejř überaus versöhnlich: Geht es um Negatives, führt er häufig keine Namen an oder drückt sich sehr allgemein aus. Weiß er Positives über Kollegen und nahestehende Personen zu berichten, tut er das mit Vergnügen. Vor 20 Jahren wäre sein Urteil vielleicht weniger nachsichtig ausgefallen, und meiner Meinung nach hätte das an manchen Stellen der Sache nicht geschadet. Denn so verschwimmen – etwa in der Beurteilung einstiger StB-Agenten im akademischen Milieu – die Hintergründe, Umstände und Motive, die zu ihrem Handeln führten. Und das ist auch in Hinblick auf die Rolle, die diese Menschen nach 1989 spielten und spielen durften, nicht ohne Relevanz.

Kejřs Erinnerungen stellen ein wertvolles und intellektuell inspirierendes Werk dar. Ihre Bedeutung liegt zu einem darin, dass sie Zeugnis vom Leben, den Meinungen und Einstellungen eines wichtigen tschechischen, nichtmarxistischen Mediävisten und Rechtswissenschaftlers der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ablegen. Zum anderen bilden sie eine wertvolle Quelle für die Geschichte der tschechischen Wissenschaft – insbesondere der Geschichts- und der Rechtswissenschaft – mit ihren Besonderheiten, Deformationen und Paradoxien in der kommunistischen Zeit. Kejř stand mitten in diesem Geschehen. Er betrachtete diese Deformationen und Paradoxien mit bewundernswerter Distanz und zugleich als etwas, mit dem man sich arrangieren musste.

Hlaváček, Ivan/Patschovsky, Alexander (Hgg.): Böhmen und seine Nachbarn in der Přemyslidenzeit.

Thorbecke, Ostfildern 2011, 488 S., (Vorträge und Forschungen 74), ISBN 978-3-7995-6874-6.

Der in die gediegene Aufmachung der „Vorträge und Forschungen“ eingekleidete Sammelband enthält die Ergebnisse der mit Historikern aus Deutschland, Österreich, Polen, Tschechien und Ungarn besetzten Reichenauer Herbsttagung 2007 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte. In ihrer Einleitung geben die Herausgeber nur knappe Angaben über den Forschungsstand zum Tagungsthema. Sie teilen aber mit, dass die Reichenau-Tagungen „fast stets“ neue Forschungsergebnisse bieten und „von einem Kuckucksei im Sinne einer bloßen Wiederholung des bisher bekannten keinesfalls gesprochen werden kann, ja daß aus den ‚Vorträgen und Forschungen‘ respektable Standardwerke entstehen“, sowie dass eine „jede solche Tagung [...] mehr oder weniger einen kleineren oder größeren Meilenstein“ bedeutet und „der anschließenden Forschung eine mehr oder weniger sichere Ausgangsbasis für künftige Arbeit“ öffnet (S. 9). Ziel der Tagung war, das von den Přemysliden „in rund vier Jahrhunderten aufgebaute (sic!) Reich in der Mitte Europas“ in seinem „europäischen Bezugsrahmen [...] zur Anschauung“ zu bringen, Böhmen sollte „landesübergreifend im internationalen Kontext – also in einem denkbar weiten Rahmen – jedoch nur an ausgewählten Themenbereichen in ein schärferes [...] Licht gestellt werden. Böhmen sollte in seiner Stärke, aber auch in seiner Schwäche präsentiert werden, mit seinen Positiva und Negativa, Eigentümlichkeiten und allgemeinen Zügen, nehmend, jedoch auch gebend“ (S. 10 f.).

„Vier Gesichtspunkte“ wurden als Orientierungsrahmen für die angestrebten vergleichenden Studien ausgewählt: Der „verfassungsgeschichtliche Aspekt im Sinne Otto Brunners, also das Verhältnis von Fürst/König, Hof und Adel im personellen wie transpersonalen Bereich“ (sic!), die „Rolle der Kirche unter kulturellen wie institutionell-politischen Gesichtspunkten“, der „machtpolitische Aspekt im Sinne eines sich bildenden und stetig verändernden Hegemonialsystems in Ostmitteleuropa, also Böhmen im Kreise seiner Nachbarn“ und schließlich der „Aspekt der Fremd- und Selbstwahrnehmung Böhmens als politisches und ethnisches Gebilde“ (S. 11). Die Herausgeber erwähnen schließlich, dass sich in der „tschechischen Historiographie – in gewissem Umfang auch in der polnischen – [...] besonders im letzten Dezennium eine intensive und nicht ohne Schärfe geführte Diskussion über verschiedene Aspekte unseres Themas“ entsponnen habe, zu der die Tagungsbeiträge „in vieler Hinsicht Korrektur und Ansporn zugleich“ bilden könnten (S. 15).

Das Ziel des Buches ist also hoch gesteckt, gleichwohl erwecken die Aussagen und Ambitionen manche Zweifel. Zuerst ist zu bedauern, dass nur ein einziger Beitrag auf die erwähnte scharfe Diskussion eingeht, Details über umstrittene Forschungsfragen wären für die Leser sicher von Interesse gewesen.¹ Anzumerken ist zudem,

¹ Das auf S. 15 in Anm. 4 „zur Illustration“ der Diskussion angegebene einzige tschechische (populärwissenschaftliche) Werk: *Sommer, Petr/Třeštík, Dušan/Žemlička, Josef (Hgg.): Přemyslovci. Budování českého státu [Die Přemysliden. Der Aufbau des böhmischen Staates]. Praha 2009*, ist keine Diskussionsplattform, sondern gehört zur „konservativen“, überkommene Ansichten und Methoden bewahrenden Diskussionsseite, siehe die Re-

dass Begriffe wie „Schwäche“ und „Stärke“ oder „Positiva“ und „Negativa“ einer Staatsbildung keine Kategorien moderner Geschichtsforschung sind, und dass (via name dropping) Otto Brunner angeführt wird, dessen Thesen aber im Buch an keiner Stelle diskutiert oder methodisch angewendet werden. Und schließlich war und ist auch die (scheinbar) „schwerlich lösbare Frage der Zugehörigkeit des böhmischen ‚Staates‘ zum [römisch-deutschen] regnum“ ein zentrales und im Prinzip ausdiskutiertes „Problem“ mittelalterlicher Verfassungsgeschichte und mithin sicher kein „Politikum der Zeitgeschichte“ (S. 13). Allenfalls war es ein von Politikern und politisch motivierten Historikern konstruiertes politisches Problem der jeweiligen Gegenwart. Fazit: Für einen doch angestrebten „Meilenstein“ nennt die Einleitung keine wesentlichen Themenbereiche moderner Forschung, die im Buch diskutiert werden sollen.

Das führt zu der Frage, welche Erträge die Beiträge für die Forschung bereithalten: Gábor Klaniczays Aufsatz „Von Ostmitteleuropa zu Westmitteleuropa: Eine Umwandlung im Hochmittelalter“ bietet einen diskussionswürdigen, von Jenő Szűcs’ „Die drei historischen Regionen Europas“ (1983, in deutscher Sprache 1990) angeregten Beitrag über „eine strukturelle Umwandlung im 11.-13. Jahrhundert“ vornehmlich am Beispiel Ungarns, die eine (mit aller Vorsicht ausgedrückt) „Verwestlichung“ bedeutete. „Die archetypische Verkörperung“ des neuen staatlichen „Modells hätte das aufsteigende Königtum Přemysl Ottokars II. gewesen sein können, mit der gezielten [sic!] Einnahme Schlesiens, des babenbergisch-österreichischen Erbes und schließlich der Reichskrone, womit Böhmen die erste westmitteleuropäische Großmacht gewesen wäre“ (S. 48). Ob man „vor den Änderungen und Verschiebungen des 13. Jahrhunderts“ eine „wesentliche Einheit der ostmitteleuropäischen historischen Region“ (aus Polen, Böhmen und Ungarn), also durchaus einen ostmitteleuropäischen Sonderweg postulieren soll, ist freilich ebenso zu diskutieren wie die wissenschaftliche Tragfähigkeit der vorgestellten „Modelle“ überhaupt (S. 48).

Herwig Wolframs „Die ostmitteleuropäischen Reichsbildungen um die erste Jahrtausendwende und ihre gescheiterten Vorläufer“ präsentiert überzeugend methodologische Aspekte, mit denen an Begriffe und Interpretationen der frühmittelalterlichen Geschichte heranzugehen wäre. Er testet diese am Beispiel einiger früher Reichsbildungen, u. a. im böhmischen und mährischen Raum, die nicht von allzu langer Dauer waren, wobei er es vorzieht, diese frühen regna nicht als „Staaten“, sondern als „Reiche“ zu bezeichnen. Zudem zeigt er sich mehr als skeptisch, was die Vorbildfunktion des Altmährischen Reiches für spätere böhmische, polnische und ungarische Reichsbildungen betrifft. Schließlich zweifelt er aufgrund mangelnder Quellenaussagen an der Tragfähigkeit des in den 1960er Jahren aufgestellten und heute noch von vielen tschechischen Historikern „energisch tradierten“, zu einer „regelrechten Meistererzählung entwickelten“ Modells eines „autokratischen Přemyslidenstaates“, in dem eine „straffe Burgenorganisation mit zugeordneten Dienst-siedlungen“ eine stark hierarchische „einheitliche Přemyslidenherrschaft“ ermög-

licht hätte (S. 80-84). Insgesamt hinterfragt Wolfram eine Sonderstellung Böhmens (und auch Polens und Ungarns) in der historischen „staatlichen“ Entwicklung und plädiert dafür, die „Vielzahl möglicher Fragestellungen“ zu diesem Thema nicht „autoritativ zu beschränken“, sondern offen zu diskutieren.

Josef Žemlička bietet mit „Dux ‚Boemorum‘ und rex Boemie im mitteleuropäischen Wettstreit (nicht nur aus tschechischer Sicht gesehen)“, eine positivistisch orientierte handbuchartige Darstellung der Machtgeschichte der Přemysliden. Der Autor zeigt sich als Protagonist der oben angeführten Meistererzählung eines von den Přemysliden aufgebauten starken „Staates“, eines „Böhmen und Mähren [...], wo die Herrschaft seit undenklichen Zeiten den charismatischen Erben von Přemysl dem Pflüger gehörte“ (S. 100, 121). Seiner Ansicht, „Später sollte Přemysls [Ottokars II.] Donaustaat paradoxerweise zum Vorbild der Habsburgermonarchie werden“ (S. 129), kann sich der Rezensent ebenso wenig anschließen wie der These, dass das Privileg einiger ostmitteleuropäischer Fürsten und Könige, nur bestimmte Pfalzen zum Hoftag römisch-deutscher Herrscher anfahren zu müssen, bedeuten könne, dass ebendiese Herrscher die Geladenen von einem „Eingreifen des stärker werdenden ‚Ostens‘ in die Reichsangelegenheiten taktisch“ abhalten wollten (S. 131).

Zdeněk Měřínský („Mähren und seine přemyslidischen Teilfürsten im mitteleuropäischen Kontext“) bewegt sich auf der Ebene längst vergangener Forschungsmethoden. Tomasz Jureks „Der Einfluß Böhmens auf das geteilte Polen im 13. Jahrhundert“ untersucht Kontakte auf verschiedenen Ebenen (Politik, Kirche, Wirtschaft, Kultur, Recht) und findet zu einer überzeugenden positiven Einschätzung der Herrschaft Wenzels II. in Polen. Reinhard Härtel („Böhmens Ausgriff nach Süden“) kommt zu dem gut belegten Schluss, dass die von Wenzel I. und Přemysl Ottokar II. betriebene „Expansion“ der Přemyslidenherrschaft nicht auf dem bewussten „großen Konzept“ einer Herrschaftsvergrößerung, sondern vielmehr auf dem Ergreifen sich bietender Gelegenheiten beruhte. Ob der böhmische und mährische Adel, der zumindest in den Grenzgebieten (von Härtel selbst aufgezeigte) Kontakte zum österreichischen Adel pflegte, dem „Ausgriff nach Süden“ wegen der damit verbundenen Kosten eher skeptisch gegenüberstand, könnte noch eingehend diskutiert werden. Insgesamt aber erschüttert Härtel weit verbreitete Ansichten über Ottokars II. gezielt vollzogene Bildung eines „Großreiches“.

Marcin R. Pauks „Der böhmische Adel im 13. Jahrhundert: Zwischen Herrschaftsbildung und Gemeinschaftsgefühl“ untersucht die Faktoren, welche den sozialen und politischen Stand des Adels determinierten, und sieht kaum Verbindungslinien zwischen der vom Chronisten Cosmas genannten „Elite“, die ohne Eigengüter ausgekommen sein soll, und dem in den Quellen gut fassbaren, über „Großgrundbesitz“ verfügenden Adel des 13. Jahrhunderts. Hier sind weitere Forschungen nötig, ebenso wie zu der vom Autor unterstützten These einer „Feudalisierung“ Böhmens im 13. Jahrhundert. Begriffe wie „Privatisierung“ oder „Feudalrevolution“ (S. 275, 286) umschreiben die Vorgänge nicht treffend. Petr Sommer („Böhmen als Kulturlandschaft“) zeigt in einem soliden Beitrag verschiedene Aspekte der Christianisierung Böhmens auf und beleuchtet die zugehörigen gesellschaftlichen Veränderungen. Petr Kubín („Die Bemühungen Ottos III. um die Einsetzung eines Heiligenkultes für Bischof Adalbert von Prag († 997)“) beschreibt kurz- und längerfristig

erfolgreiche Initiativen und Stiftungen Kaiser Ottos III. an verschiedenen Orten; letztlich konnte sich der Adalbertskult aber nur in Polen in großem Maße etablieren. Marie Bláhová („Böhmens Spannungsverhältnis zum Reich im Spiegel der böhmischen Historiographie der Přemyslidenzeit“) und Norbert Kersken („Das přemyslidische Böhmen in der zeitgenössischen Historiographie des Reichs“) bringen in ihren materialreichen Aufsätzen etliche Beispiele aus der Geschichtsschreibung, an denen u. a. deutlich zu erkennen ist, dass damalige Chronisten in und außerhalb Böhmens prinzipiell das böhmische regnum als festen Bestandteil des römisch-deutschen Reiches ansahen und die Oberhoheit von dessen Kaisern und Königen anerkannten. Václav Boks „Zu dichterischen Aufgaben und Intentionen mittelhochdeutscher Autoren im Dienst der letzten Přemyslidenkönige“ behandelt aufschlussreich Inhalte und Ziele einiger Texte höfischer Dichtung, die ihr elitäres Publikum unterhalten und zerstreuen, aber auch bilden und ermahnen sollten. Christian Lübke bietet in seiner „Zusammenfassung“ eine solide Rückschau auf die Tagungsthemen und einige Diskussionspunkte. Er benennt verbliebene Lücken, so etwa den wichtigen Aspekt des Landesausbaus. Die Ansicht, die auch in vielen Beiträgen mehr oder weniger stark auftaucht, dass die „Fürsten aus dieser Familie“ (Přemysliden) „in ihrem Land, in der terra Bohemorum oder im regnum Bohemiae, Mitteleuropa maßgeblich das Gesicht gegeben“ hätten (S. 457), sollte nach Meinung des Rezensenten generell dahingehend korrigiert werden, dass beide historischen Länder das gleiche „Gesicht“ aufweisen würden, wäre die Herrschaftsbildung in Böhmen und Mähren unter einem anderen einheimischen Fürstengeschlecht vollzogen worden.

Im Buch fallen einige fragwürdige oder nicht ganz glücklich gewählte Begriffe bzw. Wendungen auf, die im Zuge der Redaktion hätten korrigiert werden können, z. B. „Bodenlehen“ (S. 124), „direktes Lehen“ (S. 159), „Lehnsgruppen“ (S. 278), „Reichshistoriographie“ (S. 411), „Reichschristentum“ (S. 293), „Slowakei“ (10. Jh.) (S. 138), „Staatsgrenze“ (11. Jh.) (S. 165), „Vergleichung“ (S. 29). Die Mehrheit der Beiträge besteht aus materialreichen, den Forschungsstand vermittelnden Fleißarbeiten, die aber letztlich stark auf einer deskriptiven positivistischen Ebene verbleiben. Ein Grund für diesen Befund liegt wohl auch im „sehr breiten Ansatz“ (S. 457) der Tagung, so dass viele Beiträge (auf Wunsch der Herausgeber?) Überblicksdarstellungen zu mehreren Jahrhunderten bieten, in denen nur große Entwicklungslinien aufscheinen. Analysen gezielt ausgesuchter „kleinerer“ Problembereiche wären vermutlich ertragreicher gewesen, das beweisen etwa die sehr guten Beiträge Boks und Härtels. Im Ganzen hätte man sich vielfach tiefergehende Interpretationen des präsentierten Materials auf Basis der „neuen Politikgeschichte“ und eine kulturgeschichtliche Analyse des oftmals angedeuteten Kultur- und Politiktransfers nach Ostmitteleuropa gewünscht. Zu den Texten einiger tschechischer Autoren lässt sich bemerken, dass sie Kritik an bestimmten tradierten Interpretationsmustern vermischen lassen. Das betrifft besonders die „staatliche“ Entwicklung Böhmens und die damit verbundenen Einzelprobleme, auf die Wolfram deutlich hingewiesen hat, und damit Topoi, die zur nationalen Identitätsstiftung herangezogen werden.² Der oben

² Wiederholt in: *Wolfram*, Herwig (Hg.): *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pan-

erwähnten „Diskussion“ wurde hier keine Plattform gewährt. Trotz einiger hervorragender Texte stellt der Band einen Versuch dar, eine Interpretationsrichtung noch einmal in repräsentativer Form festzuschreiben.

Wien

Karel Hruza

nonien mit Zusätzen und Ergänzungen. 2. Aufl. Ljubljana/Laibach 2012, 337 f. – Kritische Beiträge finden sich in: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 53, 2007, 213-249; *Bohemia* 47/1, 2006/07, 172-183; *Časopis Matice Moravské* 126, 2007, 371-410; *Zeitschrift für Historische Forschung* 34, 2007, 629-647. Zumindest in Tschechien versandete die Diskussion, ohne eine Forschungssynthese zu erreichen.

Greenblatt, Rachel L.: To Tell their Children. Jewish Communal Memory in Early Modern Prague.

Stanford University Press, Stanford 2014, 320 p. (Stanford Studies in Jewish History and Culture), ISBN 978-0804786027.

Rachel L. Greenblatts Studie widmet sich der Erinnerungskultur der Prager jüdischen Gemeinde in Spätmittelalter und Früher Neuzeit im Längsschnitt. Die Autorin hat dafür punktuelle Ereignisse und einzelne Erinnerungsformen ausgewählt, und das nicht nur, um den Blick auf bislang kaum wahrgenommene „Erinnerungsgenres“ in der jüdischen Geschichte zu lenken, sondern auch mit dem Ziel, Entwicklungen und Veränderungen in deren Form und Präsentation sichtbar zu machen. Als Analysekatoren dienen ihr dabei zum einen die Verflechtung von individueller und gemeindlicher Erinnerungsinszenierung, zum anderen die universalhistorische versus lokalhistorische Einbettung.

Die Studie wendet sich, eigenen Angaben nach, insbesondere gegen ältere Ansätze in den Jewish Studies, die der jüdischen Historiografie eine gewisse Ahistorizität bzw. Desinteresse hinsichtlich postbiblischer jüdischer Geschichte und lokal verorteter Ereignisse zusprechen (S. 2-4). Ohne dies theoretisch weiter auszuführen, verweist Greenblatt vor allem auf die lange dominante Fokussierung auf klassische historiografische literarische Werke in der jüdischen Geschichtsforschung. Die Nichtbeachtung der – insbesondere durch kulturwissenschaftliche Arbeiten prominent gemachten – materiellen und privaten Kultur hält sie dabei für den blinden Fleck. Greenblatt wählt daher für ihre Analyse gezielt materielle und performative Erinnerungsformen (Ausgestaltung von Grabsteinen, privat initiiertes Synagogenbau, Spenden von Ritualgegenständen, Finanzierung synagogaler Gedenkliturgie, familiäre Purimtage) in Kombination mit ephemeren literarischen Formen (familiäre Megillot, jiddische Lieder und Erzählungen (Maysos), Egodokumente, Vorworte literarischer Werke) und fragt nach deren historiografischer Funktion im zeitgenössischen Kontext.

In sechs Kapiteln analysiert Greenblatt, nicht chronologisch, sondern thematisch nach Materialität geordnet, die von ihr ausgewählten „Objektgruppen“. Der zentrale zeitliche Referenzrahmen reicht in etwa von der Prager Zeit Rudolfs II. bis zur thesesianischen Familiantengesetzgebung zu Beginn des 18. Jahrhunderts, mit Rückblicken auf die Historiografie der Pogrome gegen die Prager Juden im Spätmittelalter. Kapitel I beschäftigt sich mit der „gebauten Erinnerung“ der Prager

Juden, wie sie sich in den Gebäuden des jüdischen Viertels und dessen berühmten Friedhof widerspiegelt. Hier, wie auch in den folgenden Kapiteln, ist dabei die reiche schwarz-weiße Bebilderung positiv zu erwähnen, die auch Ortsunkundigen eine visuelle Vorstellung der räumlichen und materiellen Gegebenheiten ermöglicht. Greenblatt hebt hier unter anderem die bislang noch kaum beachtete private Stiftungstätigkeit und damit einhergehende politische Instrumentalisierung im Zusammenhang des Prager Synagogenbaus hervor. Anhand der umfangreichen Prager Museumsbestände vollzieht sie auch nach, wie die Spendentätigkeit der Prager jüdischen Oberschicht zunahm und sich zugleich im Hinblick auf Ritualobjekte, die eine wichtige politische Memorialfunktion hatten, ausdifferenzierte. Insbesondere die Möglichkeit von (wohlhabenden) Frauen, sich durch Ritualobjekte mit Inschriften, wie etwa Toramänteln, im genuin männlich vorbehaltenen Sakralraum zu verorten, hebt Greenblatt zu Recht als bislang noch zu wenig beachtet hervor.

Kapitel II beschäftigt sich mit den die Welt der Lebenden und Verstorbenen verbindenden Objekten. Dabei überträgt sie ein in der Forschung zum frühneuzeitlich christlichen Umgang mit dem Tod mittlerweile gängiges Konzept auf die jüdische Gesellschaft. Die offenbar übergreifende frühneuzeitliche Vorstellung, dass die Verstorbenen in der Welt der Lebenden eine gewichtige und allgegenwärtige Rolle spielten und der Übergang von der einen zur anderen „Welt“ eben kein endgültiger und einseitiger gewesen sei, zeigt sie anhand von jüdischen Grabinschriften und Memorialbüchern sowie den darin reflektierten politischen wie ethischen, genderspezifischen Idealzuschreibungen auf.

Kapitel III wendet sich autobiografischen Notizen bzw. Egodokumenten und privaten familiären Gedenktagen zu. Offenbar entwickelte es sich gerade in Prag zu einem nicht seltenen Brauch, privater Rettungserlebnisse, wie etwa der geglückten Auslösung aus einer Haft, einem bedrohlichen Gerichtsverfahren oder aus politischen Intrigen, mit der Installation eines jährlichen familiären „Purimtages“ zu gedenken. In Anlehnung an die Bräuche rund um das einmal jährlich im Judentum gefeierte Purim beinhalteten diese oftmals ein Fasten- und ein Feierelement ebenso wie die Lesung der jeweiligen Erzählung anhand einer kunstfertigen Schriftrolle (Megillah). Anhand des Vergleichs solcher noch erhaltener familiärer Megillot kann Greenblatt zeigen, dass diese oft am Lebensende der Familienpatriarchen und mit der bewussten Intention der Konstruktion ihrer zukünftigen Erinnerung sowie Festschreibung ihres sozialen Status innerhalb der Gemeinde hergestellt wurden.

Kapitel IV beschreibt die Bemühungen der Prager Gemeindevorstände, über gemeindeweite liturgische Elemente die Erinnerung lokaler politischer Ereignisse und deren Effekt auf die jüdische Gemeinde zu memorialisieren. Dabei verweisen sie je nach situativem Kontext (Greenblatt wählt hier vor allem politische Ereignisse während des Dreißigjährigen Krieges) trotz rein innerjüdischen Gebrauchs interessanterweise auf ein Rechtfertigungsschema nach außen. Entweder wurde die Neutralität der jüdischen Gemeinde oder aber ihr Engagement für die Stadt Prag oder das Haus Habsburg in den Vordergrund gestellt. Ganz offenbar wollte man sich auf eine bestimmte Art und Weise in die Erinnerung an allgemein historische Vorgänge einschreiben, wengleich vor allem als Selbstvergewisserung und mehr in identitätsbildender denn in außenwirksamer Weise.

Kapitel V und VI stellen ephemere hebräische und jiddische schriftliche Quellen in den Mittelpunkt. Neben ihrer historiografischen Funktion geht es hier auch um Aspekte von Schriftlichkeit (Druck/Handschrift), Publikum (Gelehrte/Nichtgelehrte) und Gender. Insbesondere die von Greenblatt herangezogenen noch erhaltenen jiddischen Lieder aus dem Prager Umfeld hatten dabei eine ganz eigene, zeitgenössischen Flugblättern sehr ähnliche Erinnerungskonstruktion: auf aktuelle Geschehnisse und Informationsweitergabe bezogen, wenig allgemein historischen Kontext beinhaltend, dafür lokale Details und konkrete Personen benennend, kaum Verweise auf eine intendierte längerfristige Memorialfunktion aufweisend, etc. Neben politischen Ereignissen wurden auch Katastrophen, Seuchen und Ausschreitungen gegen die jüdische Gemeinde thematisiert, eben tagesaktuelles Geschehen, an dem man teilhatte und das zumindest für eine kurze Zeit erinnert und z.B. einem jüdischen Publikum andernorts mitgeteilt werden sollte.

Leider werden gerade die performative Dimension sowohl der familiären Megillot als auch der jiddischen Lieder und die dadurch gegebene spezielle Formung von Erinnerungsbildung ausgeklammert. Dass etwa das von Greenblatt im Vergleich angeführte Frankfurter Vinz-Fettmilch-Lied auf die im christlichen Kontext sehr populäre Melodie der Schlacht von Pavia gesungen wurde, stellt die Konstruktion der Erinnerungsbildung zusätzlich in einen allgemein historischen Kontext, der auch im Falle der Prager Lieder der Reflexion der interkulturellen Referenzen bedürfte. Ebenso ist nach der Ausgestaltung und Wirkung von möglichen Illuminationen zu fragen, die in den privaten Megillot vorhanden sein könnten sowie nach deren performativer Inszenierung. Wurden die Megillot im Familienkreis gelesen und nach klassisch religiösen Megillot Esther Melodien gesungen? Welche (sakrale?) Atmosphäre von Erinnerung wurde dadurch im privaten Raum erzeugt? Gerade bei den von Greenblatt angeführten Beispielen, die heute noch immer in den betreffenden Familien zelebriert werden, wären dies spannende Fragen gewesen.

Wenngleich wenig gänzlich neues Quellenmaterial erhoben wurde, so ist doch mit dessen kulturhistorischer Einbettung und sorgfältigen Interpretation durch Greenblatts Studie ein qualitativ ganz neuer Zugang gewonnen. Die kreative Zusammenschau der verschiedenen, immerhin in vier Sprachen verfassten Quellengattungen, die Greenblatt durch eigene Übersetzungen englischen Lesern oft erstmals in Auszügen zugänglich machen dürfte, ermöglicht eine erfrischend andere Sicht auf die Alltagswelt der Prager Juden und Jüdinnen. Apathie und Desinteresse gegenüber ihrem zeitgenössischen christlichen Umfeld und den sie freilich ebenso betreffenden politischen Ereignissen wird man frühneuzeitlichen Juden und Jüdinnen – wenn man es denn allein in Anbetracht ihrer wirtschaftlichen Involvierung zuvor je tat – nun sicher nicht mehr unterstellen können. Greenblatt ist es zweifellos gelungen, einen hervorragend lesbaren und allgemein verständlichen Zugang zur Erinnerungskultur der frühneuzeitlichen jüdischen Prager Gemeinde zu schaffen. Der konsequente Versuch, parallele Entwicklungen in der christlichen Umgebung miteinzubeziehen und dergestalt einer – nach wie vor nicht seltenen – einseitigen isolierten Betrachtung der „jüdischen Welt“ zu entgehen, sei dabei ganz besonders positiv hervorgehoben.

Graz

Verena Kasper-Marienberg

Ebelová, Ivana (Hg.): Soupis židovských familantů v Čechách z roku 1793 [Verzeichnis der Judenfamilien in Böhmen von 1793]. Band I-VI/1-2.

Národní Archiv, Praha 2002-2006. Bd. I: 227 S., ISBN 978-80-854759-13. Bd. II: 379 S., ISBN 978-80-854759-68. Bd. III: 443 S., ISBN 978-80-86712-03-1. Bd. IV: 411 S., ISBN 978-80-86712-12-5. Bd. V: 405 S., ISBN 978-80-86712-21-4. Bd. VI/1: 379 S., ISBN 978-80-86712-34-6. Bd. VI/2: 269 S., ISBN 978-80-86712-35-4.

Ebelová, Ivana (Hg.): Soupis židovských familantů v Čechách z roku 1783. [Verzeichnis der Judenfamilien in Böhmen von 1783]. Band I-III.

Národní archiv, Praha 2008-2010. Bd. I: 395 S., ISBN 978-80-86712-53-6. Bd. II: 410 S., ISBN 978-80-86712-78-9. Bd. III: 98 S., ISBN 978-80-86712-86-4.

Petrusová, Lucie B./Putík, Alexandr (Hgg.): Fase pražských židovských rodin z let 1748-1749 (1751). Edice Pramene k návratu z tereziánského vypovězení [Fassionen der Prager jüdischen Familien aus den Jahren 1748-1749 (1751). Quelledition zur Rückkehr aus dem thesesianischen Exil].

Židovské muzeum, Praha 2012, 342 S., ISBN 978-80-8736622-6.

Auch in den böhmischen Ländern war das Bestreben der Obrigkeiten spätestens seit dem 16. Jahrhundert auf eine mehr oder weniger genaue Erfassung der Untertanen gerichtet, nicht zuletzt, um diese zu besteuern. Vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden immer präzisere und umfangreichere Untertanenverzeichnisse, die mehr oder weniger exakt auch die Juden erfassten.¹ Eine Ausweitung der Bürokratie und damit verbunden eine Vermehrung der – bis heute nicht einmal andeutungsweise erschlossenen – archivalischen Quellen brachte die Familantengesetzgebung Karls VI. in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Für die Zeit seit Ende dieses Jahrhunderts verfügen wir dann über flächendeckende spezielle Register der Juden in Böhmen. Drei dieser Register wurden in den vergangenen Jahren publiziert.

Die umfangreichste Edition – sechs Bände in sieben Teilen – entstand in der Werkstatt des Lehrstuhls für Archivwesen und Historische Hilfswissenschaften der Philosophischen Fakultät der Prager Karls-Universität unter der wissenschaftlichen Leitung von Ivana Ebelová und umfasst die Verzeichnisse der jüdischen Familien in Böhmen von 1793,² ergänzt um zwei Verzeichnisse der Prager jüdischen Familien

¹ Vergleiche dazu zuletzt *Kocman, Pavel: Soupisy Židů v Čechách a na Moravě v raném novověku a jejich edice jako historický pramen (Přehled edicí a literatury) [Verzeichnisse von Juden in Böhmen und Mähren in der Frühen Neuzeit und deren Editionen als historische Quelle (Editions- und Literaturüberblick)].* In: ČČH 112 (2014) 295-311.

² Dazu: *Bobáček, Jan/Hálek, Jan/Kučerová, Klára/Mádlová, Vlasta: Soupisy židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. I: Loketský kraj, Boleslavský kraj, Budějovský kraj [Verzeichnisse der jüdischen Familien in Böhmen aus dem Jahr 1793. Band I: Elbogener Kreis, Bunzlauer Kreis, Budweiser Kreis].* Praha 2002. – *Jirinec, Martin/Řezníček, Michal/Vácha, Zdeněk/Boňková, Jana: Soupisy židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. II: Kouřimský kraj, Bydžovský kraj, Litoměřický kraj [Verzeichnisse der jüdischen Familien in Böhmen aus dem Jahr 1793. Band II: Kauřimer Kreis, Bidschower Kreis, Leitmeritzer Kreis].* Praha 2003. – *Marek, Jindřich/Skalický, Karel/Veselá, Irena/Hálek, Jan/Kučerová, Klára/Švadelnová, Martina: Soupisy židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. III:*

aus den Jahren 1792 und 1794.³ Etwas unglücklich ist dabei die Aufteilung des Registerbandes: Der erste Teil (Bd. VI/1) bezieht sich auf die Prager Juden, der zweite (Bd. VI/2) enthält das Generalregister der böhmischen Landjuden.

Das Verzeichnis für die außerhalb Prags wohnenden Juden erfasst in Spalten „Namen der jüdischen Familien“, „Namen der ledigen Juden und Witwen“, „Gehören in Schutz nach“, „Ist possessionirt“ und „Ernähret sich“, das Prager Verzeichnis von 1793 „Haus Nr.“, Vor- und Zuname“, „Nahrungsstand“, „Veränderung der Vor- und Zunamen“ sowie „Veränderung des Nahrungsstandes“ (wobei die beiden letzteren Kolonnen unausgefüllt blieben), das von 1794 „Namen der jüdischen Familien nebst ihren Kindern mit Anzeugung, ob selbte erst-, zweit- oder später geboren sind“, „Namen derer ledigen Juden männ- oder weiblichen Geschlechts, wozu auch die Witwen einzuschalten sind“, „Gehören in Schutz nach“, „Ist possessionirt in“ und „Ernährt sich“.

Die gesamte Edition ist so angelegt, dass jeder Kreis im Rahmen der einzelnen Bände eine selbstständige Bearbeitung mit Einleitung, Personen- und Ortsregister erfährt. Zurückzuführen ist diese Struktur auf den Entstehungsprozess aus studentischen Arbeiten zu jeweils einem Kreis. Das hat zum einen den Nachteil zahlreicher Redundanzen in den Einleitungen und Angaben, zum anderen wurden die Originaltexte nicht nach einem einheitlichen Muster bearbeitet,⁴ auch das Register ist unsystematisch, so erfasst es z. B. Personen ohne Zunamen nicht.⁵ Ivana Ebelová, die für die Edition verantwortlich zeichnet, begründet den Aufbau des Werks mit didaktischen Argumenten: Die Studierenden sollten die Gelegenheit haben, eine ganze Edition mit Einleitung zu erstellen (Band II, S. 4). Als Leser wäre man allerdings froh, wenn einem all diese Wiederholungen erspart blieben, jeder Band mit einer Einleitung für alle Kreise versehen wäre, die unter Einbeziehung von Angaben aus der Quelle näher charakterisiert würden (vereinzelt ist das der Fall) und eine gründlichere Redaktion stattgefunden hätte.

Prácheňský kraj, Berounský kraj, Tábořský kraj [Verzeichnisse der jüdischen Familien in Böhmen aus dem Jahr 1793. Band III: Prachimer Kreis, Berauner Kreis, Taborer Kreis]. Praha 2003. – Holý, Martin / Malivánková Wasková, Marie / Boháček, Jan / Mádlová, Vlasta / Sádlová, Renata: Soupisy židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. IV: Chrudimský kraj, Plzeňský kraj, Žatecký kraj, Hradecký kraj [Verzeichnisse der jüdischen Familien in Böhmen aus dem Jahr 1793. Band IV: Chrudimer Kreis, Pilsner Kreis, Saazer Kreis, Grätzer Kreis]. Praha 2004. – Ebelová, Ivana / Holá, Mladá / Řezníček, Michal / Sádlová, Renata: Soupisy židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. V: Časlavský kraj, Klatovský kraj, Rakovnický kraj [Verzeichnisse der jüdischen Familien in Böhmen aus dem Jahr 1793. Band V: Časlauer Kreis, Klattauer Kreis, Rakonitzer Kreis]. Praha 2005.

³ Ebelová, Ivana: Soupisy židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. VI/1: Praha – 1792, Praha – 1794 [Verzeichnis der jüdischen Familien in Böhmen aus dem Jahr 1793. Band VI/1: Prag – 1792, Prag – 1794]. Praha 2005.

⁴ Etwa die allgemeiner formulierten Transkriptionsregeln nach der deutschen Rechtschreibung von 1996, siehe Boháček: Band I, Loketský kraj 16 (vgl. Anm. 2), oder die eingehender beschriebene Vereinheitlichung der Schreibung einiger Wörter (auch wenn die unterschiedlichen Schreibweisen Witib/er-Witwe/r erhalten bleiben). Dabei verweisen die Autoren nebulös auf die Regeln für alle Bände. Hálek / Kučerová: Boleslavský kraj, Band I, 113 f. (vgl. Anm. 2).

⁵ Boháček: Band I, Loketský kraj 17 (vgl. Anm. 2).

Im ersten Teil des sechsten Bandes bearbeitete Ivana Ebelová selbst zwei Verzeichnisse aus Prag aus den Jahren 1792 und 1794, wobei sie im Prinzip die gleiche Methode wie ihre Studentinnen und Studenten angewendet hat. Der separate zweite Teil des sechsten Bandes enthält Ergänzungen und das Generalregister⁶ – eine völlig unsinnige Gliederung. Warum bildet Prag nicht einen eigenen Band? Band 7 könnte dann das Register sein.

Ein weiteres Manko dieser Edition sind die zahlreichen Schreibfehler, die wohl auch der mangelnden Kenntnis der deutschen Sprache im Allgemeinen und der des ausgehenden 18. Jahrhunderts im Besonderen unter tschechischen Junghistorikern geschuldet sind. Was soll etwa in dem Eintrag: „besitzt das von der Obrigkeit ins Erbeigentum eingekaufte[s] Branntweinhaus im Orte Großbell“ (Band V, S. 38) die eckige Klammer? Dagegen fehlt diese bei Marek Goldstücker in Hatie (Hatě) bei „ist nich possessioniert“ (ebenda 52) ebenso wie bei Moises Dattelzweig aus Königsberg a. d. Eger (Kynšperk nad Ohří), der nur Rabiner ist, nicht Rab[b]iner (Band I, S. 43). Oder Lasar Pik aus Habern (Habry), von dem es heißt: „ist dermahlen in der h[errschaft]lichen Branntweinhaus Nr. 94 wohnhaft“. Nach solchen Erfahrungen fragt sich der Leser, ob bei Koplmann Kohner aus Markt Theusing (Toužim) wirklich „Schullehler“ steht (Band V, S. 56). Dies ist nur eine willkürliche Auswahl aus der langen Liste von Ärgernissen, die sich in allen Bänden finden. Trotz aller dieser Einwände handelt es sich zweifellos um das größte editorische Unternehmen zur Geschichte der Juden in Böhmen, das bisher in Angriff genommen und auch zu Ende geführt wurde, sieht man einmal von dem vor fast 110 Jahren erschienenen und noch weitaus problematischeren Werk von Bondy und Dworsky ab.⁷

In den Jahren von 2008 bis 2010 besorgte Ivana Ebelová die dreibändige Edition der Verzeichnisse jüdischer Familien in Böhmen von 1783.⁸ Diese knüpfte an die vorangegangene Edition der Familienverzeichnisse aus dem Jahr 1793 an.⁹ In der Einleitung wird die aus dem Böhmischem Gubernium stammende und heute ebenfalls im Prager Národní archiv (Nationalarchiv) liegende Quelle eingehend beschrie-

⁶ Ebelová, Ivana (Hg.): *Soupis židovských rodin v Čechách z roku 1793. Sv. VI/2: Dodatky a generální rejstřík* [Verzeichnis der jüdischen Familien in Böhmen. Band 6/2: Ergänzungen und Generalregister]. Praha 2006.

⁷ Bondy, Gottlieb/Dworsky, Franz: *Zur Geschichte der Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien*. Herausgegeben von Gottlieb Bondy. Zur Herausgabe vorbereitet und ergänzt von Franz Dworsky. Bd. I.: 906 bis 1576. Bd. II.: 1577 bis 1620. Prag 1906. Tschechische Parallelausgabe: Bondy, Bohumil/Dvorský, František: *K historii židů v Čechách, na Moravě a ve Slezsku 906 až 1620*. Vydal Bohumil Bondy. K vydání upravitel a doplnil František Dvorský. Bd. I.: 906-1576. Bd. II.: 1577-1620. Praha 1906.

⁸ Ebelová, Ivana, a kol.: *Soupis židovských familiantů v Čechách z roku 1783* [Verzeichnis der Judenfamilianten in Böhmen von 1783]. Band I. Praha 2008. – *Dies.*: *Soupis židovských familiantů v Čechách z roku 1783* [Verzeichnis der Judenfamilianten in Böhmen von 1783]. Band II. Praha 2010. – *Dies.*: *Soupis židovských familiantů v Čechách z roku 1783 – Generální rejstříky* [Verzeichnis der Judenfamilianten in Böhmen von 1783 – Generalregister]. Praha 2010.

⁹ Die Namen der einzelnen Mitarbeiter – Hörer des Magisterstudiengangs für Archivwesen und Historische Hilfswissenschaften der Prager Karls-Universität – sind in den Vorworten der ersten beiden Bände aufgeführt. *Ebenda*, Band. I, 7 und Band II, 5.

ben.¹⁰ Die Bedeutung der Verzeichnisse von 1793 liegt unter anderem darin, dass sie die Namen vor der josefinischen Namensreform von 1787 wiedergeben und so einen Vergleich mit späteren Verzeichnissen, als bereits die neuen Namen galten, ermöglichen.¹¹ Die einzelnen Verzeichnisse sind nach folgenden Spalten gegliedert: „Eigentliche Namen der Juden“, „Verheiratet, hat Kinder oder ist ledig“, „Ernähret sich“, „Contribuiret“ und schließlich „Anmerkung“.

Die Regeln für diese Quellenedition ähneln denen der Verzeichnisse von 1793.¹² Der Text ist transkribiert mit dem Anliegen, ihn einer möglichst großen Öffentlichkeit, also auch Genealogen und Regionalhistorikern, zugänglich zu machen, transliteriert sind lediglich Orts- und Personennamen. Ob dieses Vorgehen opportun ist, darüber ließe sich streiten.¹³ Der Text sei nach den bis 1995 gültigen deutschen Rechtschreibregeln transkribiert worden, schreibt die Editorin. Kurz darauf heißt es hingegen, dass das nach den „gegenwärtigen“ Regeln geschehen sei – eigentlich ein Widerspruch.

Jeder der beiden ersten Bände der Edition enthält ein nach Kreisen geordnetes Personen- und Ortsnamensregister, der dritte Band schließlich bietet ein Generalregister. Band II enthält zudem auch das Vorwort in Deutsch und die Einleitung zum I. und II. Band sowie die editorische Anmerkung.

Die heute im Archiv des Prager Jüdischen Museums verwahrte Quelle der dritten hier anzuzeigenden Edition – der „Fassionen der Prager jüdischen Familien aus den Jahren 1748-1749“, die von Lucie B. Petrusová, Archivarin am Prager Jüdischen Museum, vorgelegt wurde, beruht eigentlich auf der 1745 erfolgten, aber letztlich nicht durchgesetzten Ausweisung der Juden wegen Hochverrats aus den böhmischen Kronländern. Beigegeben ist dem Band die kurze, präzise Studie des Historikers Alexandr Putík, der die historischen Umstände der Vertreibung und Rückkehr behandelt. Die Quelle selbst besteht aus 1471 Fassionen – also Erklärungen – Prager Juden nach ihrer Rückkehr nach Prag, die innerhalb der jüdischen Selbstverwaltung entstanden.¹⁴ Ihre Besonderheit liegt darin, dass zwischen den Jahren 1729 und 1794 sich kein anderes Verzeichnis der Prager Juden erhalten hat.

Die Editoren bemühten sich, die Grundsätze der Edition des Kollektivs um Ivana Ebelová zu beachten, es ging ihnen bei allen Eingriffen in den Text jedoch um eine größere Quellenauthentizität. Dass über den Unterschriften konsequent „[Unter-

¹⁰ *Ebenda*, Bd. I, 9-11.

¹¹ *Ebenda*, Bd. I, 11 f.

¹² *Ebenda*, Bd. I, Ediční poznámka 13 f., hier 13. – Band II, Ediční poznámka 13 f.

¹³ Das in Tschechien gebräuchliche Handbuch Ivan Štovíček empfiehlt, deutsche Texte aus der Zeit vor dem Jahr 1750 zu transliterieren, nach diesem Datum „nach gegenwärtigen orthografischen Normen“ zu transkribieren. Vgl. Štovíček, Ivan: *Zásady vydávání novověkých historických pramenů z období od počátku 16. století do současnosti. Příprava vědeckých edic dokumentů ze 16.-20. století pro potřeby historiografie* [Grundlagen der Herausgabe neuzeitlicher historischer Quellen aus der Zeit von Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Vorbereitung wissenschaftlicher Editionen von Dokumenten aus dem 16.-20. Jahrhundert für historiografische Bedürfnisse]. Praha 2002, 61 f.

¹⁴ Die Fassionen liegen im Bestand Židovská náboženská obec Praha [Israelitische Kultusgemeinde Prag] des Archivs des Židovské muzeum v Praze [Jüdisches Museum Prag].

schrift]“ steht, spricht allerdings eher für eine Arbeit mit heißer Nadel als für eine gründliche Redaktion. Vereinheitlicht wurden topografische Angaben, Personen- und Ortsnamen wurden, abgesehen von Bezeichnungen von Vierteln, transliteriert, der restliche Text transkribiert (Editionsbemerkungen S. 15-17). Den Band schließt eine extrem kurzgehaltene englische Zusammenfassung ab.

Abschließend kann festgestellt werden, dass der wissenschaftliche Gewinn dieser drei Editionen trotz der methodologischen und handwerklichen Mängel, die leicht zu vermeiden gewesen wären, nicht zu unterschätzen ist. Sie bieten einen reichen Überblick über die Familienverhältnisse und ökonomischen Lebensumstände der jüdischen Bevölkerung Böhmens einschließlich Prags in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an der Schwelle zur Emanzipation.

Pflaumheim

Helmut Teufel

Marinelli-König, Gertraud: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften des Vormärz (1805-1848). Tschechische nationale Wiedergeburt – Kultur und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien – Kulturelle Beziehungen zu Wien. Teil III: Kunst.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2014, 426 S. (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 855/Veröffentlichungen zur Literaturwissenschaft des Instituts für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte unter der Leitung von Michael Rössner 31), ISBN 978-3-7001-7135-5.

Im Wiener Vormärz-Slavica-Projekt, von Gertraud Marinelli-König seit Jahren umsichtig und verlässlich betreut, liegt nun der dritte Band zur Berichterstattung über die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen zwischen 1805 und 1848 vor. Standen in den ersten beiden Bänden die Literatur und die Wissenschaften im Zentrum, so werden hier Texte aus dem Bereich der Kunst, also der Musik, der bildenden und der darstellenden Künste versammelt, somit Textsorten, die in den Bereich der Kunstkritik bzw. der Kunstprosa und insgesamt der Essayistik fallen. Und erneut zeigt sich eine intensive Rezeption und Wirkung kultureller Ereignisse aus den böhmischen Ländern in Wien und der Habsburgermonarchie insgesamt.

Kennzeichen der erfassten Texte ist zunächst eine deutlich erkennbare Verpflichtung auf die habsburgische Gesamtstaatsidee, und zwar nicht nur im Sinne eines mehr oder weniger imaginären Habsburg-Mythos, sondern als ein „wohldurchdachtes realpolitisches Instrumentarium“ im Rahmen von gesellschaftspolitischen „Phänomenen von akzellierten zentrifugalen subregionalen, d.h. nationalen Ausdifferenzierungstendenzen“ (S. VII). Ferner wird aus dem Textkorpus eine multipolare Erinnerungskultur ersichtlich, deutlich wird aber auch das Konzept von Grenzen als kulturellen Schnittstellen „unterschiedlicher, sich konkurrierender und zugleich überlappender kultureller Kommunikationsräume“ (S. XII). Die Wiener Blätter folgten, dies wurde auch schon in den ersten beiden Bänden deutlich, einem der Metternichschen Kulturpolitik verpflichteten imperialen Narrativ, wobei die Regierung in der kulturellen bzw. sprachlichen Vielfalt keine politische Bedrohung sah, verfügte man doch über das – durchaus wirksame – Instrument der Zensur (S. XX).

Will man erste Ergebnisse formulieren, so zeigt sich in dem Material zum Bereich Kunst ein explizit supranationaler Trend. Notizen über Denkmalserrichtungen verweisen beispielsweise auf „Bestrebungen, im öffentlichen Raum die habsburgische Macht symbolisch zu festigen“, gleichermaßen werden aber immer auch landes-patriotische Traditionen akzentuiert (S. XXXV).

Im Bereich Musik (S. 3-232) werden Texte zur Musikgeschichte der böhmischen Länder erfasst, ferner bibliografische Notizen über Musiker, das Musikleben in Prag sowie in Böhmen, Mähren und Schlesien, außerdem zu den Institutionen der Musikförderung (man findet Berichte über den Verein zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen 1810, den Verein der Kunstfreunde für Kirchenmusik 1826 und das Prager Konservatorium 1808 sowie die Sophien-Akademie).

Im Bereich bildende Kunst (S. 233-316) sind Artikel zur Kunstgeschichte, zum zeitgenössischen Kunstgeschehen und zur Kunstförderung sowie bibliografische Angaben zu bildenden Künstlern und schließlich Memoria versammelt. Erwähnung finden u. a. die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, Hinweise erhält man ferner auf den Denkmalkult für Joseph II., aber auch auf das Denkmal für Přemysl den Pflüger in Staditz, Besitz des Grafen Erwin Nostitz-Rieneck.

Im Bereich der darstellenden Kunst (S. 317-426) sind Artikel zu den Themen Theater und Bühne in Prag, aber auch in Böhmen, Mähren und Schlesien versammelt, zum tschechischsprachigen Theater inklusive der ca. 125 Korrespondentenberichte zu „böhmischen“ Opernlibretti, ferner biobibliografische Notizen über Theaterschaffende sowie über die drei „böhmischen“ Dramen Franz Grillparzers (Ahnfrau, König Ottokars Glück und Ende, Libussa).

Erwartungsgemäß kann man sich bei der positiven Einschätzung dieses III. Bandes an die zu den beiden Vorgängerbänden anschließen.¹

Weimar, Jena

Steffen Höhne

¹ Vgl. *Bohemia* 51 (2011) H. 2, 495 f. – *Bohemia* 54 (2014) H. 1, 182 f.

Marung, Steffi/Naumann, Katja (Hgg.): Vergessene Vielfalt. Territorialität und Internationalisierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 256 S., 2 Abb., ISBN 978 - 3 - 525 - 30166 - 1.

In einer Rede vor dem verstärkten Reichsrat im Herbst 1860 machte der böhmische Delegierte Heinrich Clam eine vielsagende Bemerkung über seine Raumvorstellung: Länder wie Böhmen könne man nicht zerreißen, selbst die Erinnerung daran könne man nicht zerreißen.¹ In mancher Hinsicht griff er damit dem kulturwissenschaftlichen spatial turn vor. Im Anschluss an die Arbeiten von Pierre Nora und Maurice Halbwachs verwies die Geschichtswissenschaft über hundert Jahre später darauf, wie stark unser Denken und Erinnern in Räumen verankert ist. Das Interesse liegt hierbei auf dem kollektiven Gedächtnis und individuellem Erinnern. Die Leipziger Historikerinnen Steffi Marung und Katja Naumann wählen in ihrem Sammelband

¹ Protokolle der Verhandlungen des verstärkten Reichrates vom 27.09.1860, 466 f.

„Vergessene Vielfalt. Territorialität und Internationalisierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“ einen anderen Zugang und befassen sich mit der vergessenen Vielfalt von Räumen. Entstanden ist das Buch aus dem Forschungsprojekt „Geschichte transnational“ des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

Räume in ihrer Vielfalt begreifen, dieser konzeptionelle Anspruch liegt dem Band zugrunde. Der Buchtitel „Vergessene Vielfalt“ verweist mitnichten auf die gesellschaftliche Pluralität Ostmitteleuropas, sei diese nun eine national-ethnische, konfessionelle, wirtschaftlich-soziale oder regionale. Vielmehr steht das Nebeneinander und Gegeneinander von Raumbezügen im Vordergrund. Räume im 19. Jahrhundert wurden einerseits imperial kodiert, andererseits schrieben sich diesen Räumen bereits nationalstaatliche, internationale und transnationale Projekte ein. Für Böhmen beispielsweise, das Clam als ein unzerreißbares räumliches Ganzes reklamierte, plädieren Marung und Naumann für ein anderes historisches Denken: Böhmen sei bis in die 1860er Jahre eben nicht nur Teil der Habsburgermonarchie, sondern auch Bestandteil des Deutschen Bundes gewesen. Erst diese komplexen, mehrschichtigen und mehrdeutigen Raumbezüge hätten bestimmte Handlungsspielräume eröffnet und andere verschlossen. In Ostmitteleuropa sei erst dadurch „der erfindende Umgang der historischen Akteure mit den lokalen, regionalen, nationalen und imperialen, aber auch inter- und transnationalen Rahmungen, ihre eigensinnige Verknüpfung dieser Ebenen“ entstanden (S. 15). Den historischen Wandel von Raumordnungen beschreiben die Autorinnen nicht als lineare Verlaufsgeschichte vom Imperium zur Nationalstaatlichkeit. Sie zeichnen Vielfalt, Widersprüchlichkeit und Wandel der Raumordnungen in Ostmitteleuropa als einen globalen Normalfall aus, als „Zeichen der Zeit“, das deshalb auch nicht nur als europäische, sondern als Globalgeschichte gelesen werden muss.

Die nachfolgenden Beiträge des Bandes nehmen Geschichte und Problem der Raumvielfalt auf. Ulrike Jureit geht für das Deutsche Kaiserreich zum einen auf Praktiken der Rauman eignung durch Vermessung, Grenzziehungen und Kartographie ein, zum anderen auf die damit einhergehende Erfahrung eines „Raumschwunds“ durch moderne Verdichtung und durch angebliche Überbevölkerung sowie eines „leeren Raumes“. Während in der Einleitung von Marung und Naumann vornehmlich von politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Raumordnungen die Rede ist, vollzieht sich bei Jureit ein Perspektivenwechsel auf Raumvorstellungen und Raumerfahrungen. Jörn Happel beschäftigt sich mit Raumkrisen im Russländischen Reich: Erst Herrschaftspraktiken zur imperialen „Durchherrschaft der Lebenswelten vor Ort“ (S. 65) wie Vermessung und Kartierung, Bildung, Bevölkerungsansiedlungen, Eisenbahnen und Telegrafen, Militär und Gewalt führten zu einer Transformation des imperialen Raums. Happel betont die Rolle von politischen Krisen in den „Randgebieten“, die für das Imperium immer auch Raumkrisen waren. Frank Hadler verlässt in seinem Beitrag das räumliche Territorialitätsparadigma. Er untersucht die kurzlebige Blüte des Neoslawismus in Russland und Österreich-Ungarn nach Russlands verlorenem Krieg gegen Japan 1905. Angesichts des imperialen Mächtspiels, verschärft noch durch die Annexionskrise 1908, und angesichts einer perihoreszierten Gefahr eines „Deutschen Drangs nach Osten“ war der Neoslawis-

mus ein transnationales Angebot. Ein transnationales Angebot für eine allslawische Solidarität, die sich allerdings als wenig belastbar erwies, aber auch eine imperien- und grenzüberschreitende wirtschaftliche, kulturelle und politische Zusammenarbeit der Slawen. Die neoslawistische Raumvorstellung beruhte letztlich auf dem Versuch einer kollektiven Identitätsstiftung. Anna Veronika Wendland fügt den räumlichen Bezugspunkten von Identitäten in ihrem Beitrag einen weiteren hinzu: die Städte. Städte versteht sie nicht lediglich als „Orte“ im Raum, sondern als „Arenen“, in denen die unterschiedlichen „Ordnungsformen und Identitätsangebote“ für die Vielfalt der Räume ausgehandelt wurden. Für daraus resultierende Spannungsverhältnis zwischen Stadt, Region, Nation und Imperium sowie Identitätspolitik entwickelt sie eine Typologie von Parallelexistenz und Interferenz (S. 123 f.).

Der zweite Teil des Sammelbands rückt die Internationalisierung ins Blickfeld. Heléna Tóth weist das Exil als politischen Raum aus, der sich erst durch Krisen, Revolutionserfahrung und die Emigrationserzählung in der öffentlichen Wahrnehmung manifestierte. Ein bedeutender Teil des Wissens über die Herkunftsländer wurde durch das transnationale Netzwerk der Emigranten produziert und repräsentiert – und zugleich präsent gehalten. Weil die Exilorganisationen nach 1848 rasch zerfielen, waren transnationale Netzwerke wichtige (Sehnsuchts-)Orte für internationale politische Solidarität. Dietlind Hüchtker verortet in ihrem Beitrag die osteuropäischen Frauenbewegungen ebenfalls im nationalen, transnationalen und internationalen politischen Raum. Auch wenn sich die osteuropäischen Frauenbewegungen als Teil einer Nationalbewegung verstanden, waren ihre politischen Raumbezüge nicht eindeutig national. Ihre Geschichte erzählten sie zugleich als eine humanistische, wenn man so will globale Emanzipationsgeschichte. In den beiden letzten Beiträgen von Nikolai Kamenov und Adrian Zandberg scheint einmal mehr das innovative Potential konkurrierender Raumbezüge auf: Humanistisch-universalistisch als Idee der Volksgesundheit, sowohl religiös als auch säkular konnotiert, fanden im Bereich der bulgarischen oder polnischen Antialkoholbewegung wichtige Transferprozesse und Anpassungen an die lokalen Besonderheiten statt.

In einem abschließend abgedruckten Gespräch mit Susan Zimmermann, Marcel van der Linden und Matthias Middell loten die Herausgeberinnen den konzeptionellen Mehrertrag aus, der mit einem intensiveren Dialog zwischen der Geschichte von Transnationalität und Internationalismus auf der einen und der Geschichte Ostmitteleuropas auf der anderen Seite einhergehen könnte. Internationalismus fungiert hier als „Sehepunkt“, um die Geschichte der Imperien und Nationalstaaten in einer Perspektive zusammenzuführen und anschlussfähig zu machen für die Globalgeschichte. Laut Zimmermann könnte die „Internationalismusforschung [...] eine echte Chance darstellen, Osteuropa in globale Konzepte einer postkolonialen und entkolonialisierten Forschung zu integrieren“ (S. 247).

Das Inspirierende daran, Räume als Vielfalt zu begreifen, liegt im Hinausdenken und Weiterdenken von imperialen oder nationalstaatlichen Raumzusammenhängen. Marungs und Naumanns Konzept weist mannigfaltige Anschlussmöglichkeiten auf, nicht nur für die transnationale und globale Geschichtsschreibung. Der Anspruch, dem Wandel vom Imperium zum Nationalstaat keine Eindeutigkeit und insbeson-

dere keinen Zeitvektor einzuschreiben, macht die Perspektive der Zeitgenossen und ihre Handlungsoptionen sichtbar. Konzeptionell ergeben sich daraus gewisse Herausforderungen: Wie lässt sich der Wandel von Raumordnungen und Raumvorstellungen erklären? Vollzog sich der Wandel von Raumordnungen, etwa der Übergang von imperialen zu nationalen Raumordnungen nach 1918, eher in globalen Zusammenhängen oder vielmehr deshalb, weil die neuen Raumordnungen bereits seit langem als Raumvorstellungen imaginiert worden waren? Eine weitere konzeptionelle Schwierigkeit liegt in dem zu Recht erhobenen Anspruch, nicht-territoriale Raumbezüge einzubeziehen, also beispielsweise personelle und institutionelle Netzwerke sowie kollektive Identitätsangebote. Welche Hierarchien waren einer solchen Vielfalt von territorialen und personellen Raumbezügen eingeschrieben? Gerade für die osteuropäische Geschichte ist es lohnend, das konzeptionelle Angebot von Steffi Marung und Katja Naumann anzunehmen. Neben der gesellschaftlichen Vielfalt in Ostmitteleuropa stellt die Pluralität von Raumordnungen keine Marginalie dar, sondern weist die Region – in den Worten der Herausgeberinnen – „als eine Werkstatt für den Umgang mit Re- und De-Territorialisierung, als ein Laboratorium für die Gestaltung von Globalisierung“ (S. 16) aus.

München

Jana Osterkamp

Haslinger, Peter/Hein-Kircher, Heidi/Jaworski, Rudolf (Hgg.): Heimstätten der Nation. Ostmitteleuropäische Vereins- und Gesellschaftshäuser im transnationalen Vergleich.

Verlag Herder-Institut, Marburg 2013, 279 S. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung 32) Abb., ISBN 978-3-87969-369-6.

Trotz der seit Jahrzehnten betriebenen Forschungen zum 19. Jahrhundert, insbesondere zur Entwicklung des Nationalbewusstseins, dem Heranwachsen des Bürgertums zur dominierenden sozialen Schicht und den in Osteuropa ganz besonders ausgeprägten Mehrheit-Minderheit-Verhältnissen weist die Literatur nach wie vor bemerkenswerte Lücken auf.¹ Eine solche zu Vereins- und Gesellschaftshäusern Osteuropas seit dem 19. Jahrhundert zu schließen, ist das Anliegen des vorliegenden Sammelbandes. In der gemeinsamen Einleitung der drei Herausgeber Peter Haslinger, Heidi Hein-Kircher und Rudolf Jaworski wird ein Bogen vom Aufkommen der Vereins- und Gesellschaftshäuser in national inhomogenen Städten im 19. Jahrhundert über die Höhepunkte ihres Wirkens zu Beginn des 20. Jahrhunderts und während der Zwischenkriegszeit bis hin zur 2001 erfolgten Eröffnung des „Hauses der polnischen Kultur“ in Wilna geschlagen. Die Gliederung des Bandes in drei Kapitel erscheint eher willkürlich und lässt sich auch nach der Lektüre der Einleitung nicht vollends erschließen.

Der Beitrag von Jiří Malíř zu den Vereinshäusern in den mährischen Städten besticht vor allem durch den Nachweis, dass meist die jeweils in der Minderheit

¹ Allerdings ist die Kodierung des öffentlichen Raums als grundsätzliches Problem bereits Gegenstand einiger Studien gewesen, so von *Dyroff*, Stefan: Erinnerungskultur im deutsch-polnischen Kontaktbereich. Osnabrück 2007, 165-312.

befindliche Nationalität zuerst mit der Errichtung von Vereinshäusern begann. Der gut recherchierte Beitrag Anna Veronika Wendlands beschäftigt sich allein mit dem ruthenisch-ukrainischen Nationalhaus in Lemberg (Lviv). An diesem Beispiel gelingt es der Autorin, die ausgesprochen windungsreiche Entwicklung der verschiedenen Strömungen innerhalb der ruthenisch-ukrainischen Bewegung nachzuzeichnen. Vereinshäuser estnischer, deutscher und russischer Nationalität in Reval und Dorpat nimmt Jörg Hackmann ins Visier. Ein Schwerpunkt wird dabei auf das deutsche und das estnische Theater Revals gesetzt, die konkurrierend in unmittelbarer Nachbarschaft errichtet wurden. Am Beispiel der rumänischen, ukrainischen, polnischen, deutschen und jüdischen Vereins- und Nationalhäuser zeichnet Mariana Hausleitner ein ausgesprochen differenziertes Bild des multiethnischen Czernowitz vor dem Ersten Weltkrieg.

Jan Schlürmann zeigt eindrucklich, dass die Verbreitung dänischer Versammlungshäuser in Nordschleswig fast überall ein hohes Votum für Dänemark beim Plebiszit von 1920 vorwegnahm. Elena Mannová und Daniela Kodajová setzen sich vergleichend mit dem explizit national-slowakischen Haus in Turčiansky Svätý Martin (Turz-Sankt Martin) und dem eher sozial orientierten katholischen Haus in Skalica (Skalitz) auseinander. Für beide Fälle konstatieren die Autorinnen eine nur untergeordnete, regionale Bedeutung der Häuser, die sich, anders als intendiert, kaum zu Kristallisationsorten einer slowakischen Nation entwickeln konnten. Monika Pemič geht, ausgehend von einer Übertragung des Nationalhaus-Gedankens aus dem tschechisch- in den slowenischsprachigen Raum, auf das 1904 eröffnete slowenische Nationalhaus in Triest ein. Im Gegensatz zu den vorgenannten slowakischen Beispielen weist Pemič nach, dass das Triester Haus schnell zum Zentrum der örtlichen Slowenen wurde. Ein Brandanschlag italienischer Faschisten, welcher der Tätigkeit des Hauses 1920 ein Ende bereitete, bestätigt diese Wahrnehmung auch bei Teilen der italienischen Mehrheitsnationalität. In seinem kurzen Beitrag geht Nenad Makuljevič auf die Anfänge des serbischen Vereinshauses in Pest ein, das wegen des zunehmenden ungarischen Nationalismus 1864 nach Neusatz umziehen musste.

Dem 1841 in Posen eröffneten Hotel „Bazar“ widmet sich Witold Molik. Er zeigt, dass das Hotel von einer anfangs mit erheblichen Schwierigkeiten behafteten Existenz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Zentrum des städtischen Polentums wurde. Mit den lettischen Vereinshäusern setzt sich Janis Krastiņš auseinander. Schließlich zeigt Maria Mirtschin am Beispiel des Wendischen Hauses in Bautzen, dass kleinere Nationalitäten sowohl beim Bau auch als im Unterhalt repräsentativer Volkshäuser mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten konfrontiert waren. So vergingen allein zwischen dem Grundstückskauf 1873 und der endgültigen Fertigstellung des Hauses 1904 über 30 Jahre.

Da alle Beiträge regionale oder Mikro-Studien sind und keine übergeordnete Charakterisierung des Topos der Vereins- und Gesellschaftshäuser vornehmen, stellt der ausführliche Schlussbeitrag von Michaela Marek für den Band einen ausgesprochen gelungenen Ausklang dar. Marek vergleicht Vereins- und Gesellschaftshäuser im national homogenen deutschen Raum mit den Gegebenheiten aller Beiträge des Bandes und konstatiert für Osteuropa die Abwesenheit klar abgrenzbarer nationa-

ler Baustile. Dennoch erreichten die Häuser in Osteuropa überwiegend ihr Ziel, Zentrum einer Nationalität zu sein. Gemeinsamkeiten bestanden in Osteuropa in der Tatsache, dass meistens die schwächere Nationalität mit dem Bau eines solchen Hauses begann und dass zur Finanzierung häufig der Weg gestreuter Aktien oder Anteilsscheine beschritten wurde, um dem Projekt eine breite Grundlage im jeweils angesprochenen Bevölkerungsteil zu verschaffen.

Mancher Beitrag hätte noch einer Ergänzung bedurft. Während fast alle Autoren ihr Zeitfenster bis weit in das 20. Jahrhundert öffnen, vergibt Molik im Ausblick die Chance, die Bedeutung des „Bazars“ für die Posener Polen mit dem Ausbruch des Großpolnischen Aufstands 1918 zu verknüpfen. Krastiņš' Beitrag gleicht stellenweise mehr einem Reiseführer (v.a. S. 231) denn einem wissenschaftlichen Aufsatz. Zudem rezipiert Krastiņš ausweislich der Fußnoten nur lettische Quellen und Literatur, die einschlägige Dissertation Kristine Wohlfarts – die Hackmann in seinem Beitrag über die estnischen Vereinshäuser gleich zu Beginn anführt (S. 72) –, bleibt unberücksichtigt. Die Vereinheitlichung der Bildunterschriften wäre im Beitrag von Malír von Vorteil gewesen.

Insgesamt gelingt es dem vorliegenden Band allerdings hervorragend, die genannte Lücke in der Erforschung des Nationsbildungsprozesses im Osteuropa des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts an der Schnittstelle der politischen, sozialen, aber auch der Architekturgeschichte zu schließen. Gerade die interdisziplinäre Herangehensweise wie auch die geografisch weit gestreckten und vielseitigen Beispiele machen die Lektüre des Bandes zu einem Gewinn, weshalb ihm eine breite Rezeption zu wünschen ist.

Mainz

Benjamin Conrad

Michela, Miroslav/Vörös, László (Hgg.): Rozpad Uhorska a trianonská mierová zmluva. K politikám pamäti na Slovensku a v Maďarsku [Der Zerfall Ungarns und der Friedensvertrag von Trianon. Zu den Erinnerungspolitiken in der Slowakei und in Ungarn]

Historický ústav SAV, Bratislava 2011, 336 S., ISBN 978-80-89396-24-5.

Die Geschichte der ungarisch-slowakischen respektive slowakisch-ungarischen Beziehungen ist untrennbarer Bestandteil der slowakischen und ungarischen Historiografie. Diese positive Feststellung muss jedoch gleich relativiert werden, denn sowohl auf der ungarischen als auch auf der slowakischen Seite ist die Deutung der gemeinsamen Vergangenheit nach wie vor umstritten, ja nicht selten regelrecht umkämpft. So werden slowakische Erinnerungsorte von der ungarischen Geschichtsschreibung marginalisiert, während manche ungarischen Mythen in der Slowakei immer noch für Kontroversen sorgen: Es sei hier nur auf die Interpretation der Anfänge der slowakischen Nationalbewegung in Oberungarn oder auf die Auseinandersetzungen um den Führer der ungarischen Minderheit in den 1930er und 1940er Jahren, János Esterházy, und seine Rolle während der Shoa erinnert.¹ Umso

¹ Vgl. Demmel, József: A szlovák nemzet születése. Eudovít Štúr és a szlovák társadalom a

mehr ist die vom Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene kollektive Monografie über den Zerfall Ungarns und den Friedensvertrag von Trianon in den Erinnerungspolitiken beider Länder zu begrüßen, die eines der strittigsten Themen der gemeinsamen Geschichte zum Ausgangspunkt für eine fruchtbare historiografische Debatte nimmt.

In fünf thematischen Abschnitten – „Historisches Denken“, „Trianon als Politikum“, „Unterricht, Lehrbücher und Geschichtsdidaktik“, „Ritualisierung der öffentlichen Erinnerung“, „Der Untergang Ungarns und Trianon als kulturelles Trauma“ – werden die einander ausschließenden ungarischen beziehungsweise slowakischen Erinnerungspolitiken einer kritischen Analyse unterzogen. Bereits die ersten beiden diskursanalytischen Beiträge – László Vörös' Interpretation der „Repräsentationen der Ereignisse von 1918 bis 1920 in der ungarischen und slowakischen Historiografie“ und Étienne Boisseries „institutionelle Sicht“ auf die Deklaration von Turčiansky Svätý Martin (Turz St. Martin), mit der sich die Vertreter der slowakischen Nationalbewegung zur Tschechoslowakischen Republik bekannten, zeigen die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens: Während im ungarischen öffentlichen, aber auch akademischen Diskurs „Trianon“ für ein historisches „Ende“ steht, das den historischen Untergang markieren soll (was sich darin ausdrückt, dass der 4. Juni 1920, an dem der Vertrag unterschrieben wurde, in dessen Folge das Land zwei Drittel seiner historischen Gebiete verlor, 2010 per Gesetz zum „Tag der nationalen Zusammengehörigkeit“ erklärt wurde), wird diese Chiffre in der Slowakei lediglich als internationale Besiegelung der längst gefallen politischen Entscheidungen verstanden.

Diese Sicht bestätigen auch die Beiträge im zweiten Abschnitt: So skizziert Ignác Romsics noch einmal die (Nicht-)Bewältigung des Trianon-Erbes durch die verschiedenen politischen Regimes Ungarns im 20. Jahrhundert, wozu Štefan Šutaj die Dimension der Wahrnehmung von „Trianon“ in der heutigen Slowakei hinzufügt, die sich im Wesentlichen auf eine manchmal (häufig eher hysterische als historische) Abwehrreaktion reduzieren lässt. Roman Holec spürt dem Gewicht des Trianon-Diskurses in der zeitgenössischen slowakischen Belletristik nach, die sich merkwürdigerweise gegen Trianon als weitgehend resistent erweist, ein Befund, dessen Parallele Peter Macho in der Publizistik der Slowakischen Nationalpartei entdeckt. Eine Ausnahme bildet hier die Studie Attila Simons über die aktivistischen ungarischen Eliten in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die den Revisionismus ihrer Landsleute ablehnten, wenngleich eher aus demokratischen als aus nationalen Beweggründen.

Die Widersprüchlichkeit der Erinnerungskultur diesseits und jenseits der Donau, die fast alle Autoren herausarbeiten, veranschaulicht László Vörös treffend mit folgender Anekdote: Auf einer ungarisch-slowakischen Tagung fragte ein ungarischer

19. századi Magyarországon [Die Geburt der slowakischen Nation. Ludovít Štúr und die slowakische Gesellschaft im Ungarn des 19. Jahrhunderts]. Bratislava 2011. – Szabó, Miloslav: Zwischen Geschichtspolitik und Wissenschaft. Der Holocaust in der slowakischen Historiografie nach 1989. In: *Einsicht. Bulletin des Fritz Bauer Instituts* 11 (Frühjahr 2014) 16-23, hier 18 f.

Historiker seinen slowakischen Kollegen: Wie interpretiert die slowakische Historiografie Trianon? Der Slowake antwortete, dieses spiele für sie keine herausragende Rolle ... Das Missverständnis besteht darin, erläutert Vörös, dass für die Ungarn „Trianon“ eine „dichte Bedeutung“ hat, d. h. der Begriff die gesamte für die ungarische Staatlichkeit folgenschwere Nachkriegszeit semantisch codiert (S. 25). Die Gegensätzlichkeit, die Trianon in der ungarischen beziehungsweise slowakischen Erinnerungskultur signalisiert („nationale Tragödie“ versus Abwehr einer neuen „nationalen Unterdrückung“), spiegeln nicht allein die jeweilige Geschichtsdidaktik und -bücher wider, wie György Jakab, Viliam Kratochvíl und Barnabás Vajda anhand vieler empirischer Beispiele überzeugend darlegen können. Sie prägte außerdem die „Ritualisierung der öffentlichen Erinnerung“ im Ungarn der Zwischenkriegszeit: „Trianon“ schlug sich nicht nur in der Gestaltung des öffentlichen Raumes (Miklós Zeidler), sondern auch in der Infrastruktur der teilweise von den ungarischen Behörden geförderten Flüchtlingsorganisationen aus Oberungarn (Balázs Ablonczy) nieder. Wie die beiden Codierungen miteinander konkurrierten, zeigen schließlich Miroslav Michela und József Demmel in ihrem Beitrag über ein Monument in der Grenzstadt Komárno/Komárom.

Der in beinahe allen Texten anklingende Topos des (nationalen/historischen) „Traumas“ bildet das Thema des letzten Blocks. Éva Kovács skizziert in ihrem informativen Beitrag zunächst die Funktion von Trianon als „nationales Trauma“ im öffentlichen Diskurs Ungarns. Anschließend begibt sie sich auf eine begriffsgeschichtliche Spurensuche dieses zumindest für die Ohren eines „westlichen“ Geisteswissenschaftlers merkwürdig klingenden Ansatzes, der sich vor allem mit dem Werk des US-amerikanischen Politikwissenschaftlers Jeffrey C. Alexander verbindet.² Kovács zeigt zunächst, dass dieser psychologisierende Ansatz in den ungarischen Sozialwissenschaften eine lange Tradition hat (István Bibó). Das Konzept hilft, so Kovács, die mentale Verfassung von in ihrer „Identität“ verunsicherten Kollektiven herauszuarbeiten. Diese codieren ein Ereignis als traumatisch, das heißt, als ihre kollektive „Existenz“ gefährdend, wobei sie in der Regel auch die daran vermeintlich „Schuldigen“ ausmachen. Ungeachtet der analytischen Nützlichkeit des Trauma-Konzeptes weist Kovács jedoch auf seinen Ahistorismus hin, der es von manchen anderen Ansätzen der Gedächtnisforschung unterscheidet.

Einen alternativen theoretischen Rahmen des Trauma-Konzeptes präsentieren in ihrem Text Dagmar Kusá und Miroslav Michela. Ähnlich wie László Vörös suchen Kusá und Michela darüber hinaus nicht nur nach den Inhalten und Bedeutungen des Trianon-Diskurses in der ungarischen beziehungsweise nach dessen Widerspiegelung in der slowakischen Erinnerungskultur, sondern auch nach seinen slowakischen Entsprechungen. Während Vörös diese in der Kategorie „Magyarisierung“ festzumachen glaubt, deuten Kusá und Michela bereits konkret auf den Kontext des sogenannten Wiener Schiedsspruchs hin, der im November 1938 eine Revision der in Trianon sanktionierten tschechoslowakisch-ungarischen Grenze nach sich zog. An dieser und manchen anderen Stellen zeigen sich dann schließlich auch die Beschrän-

² Alexander, Jeffrey C./Eyerman, Ron/Giesen, Bernhard u. a.: *Cultural Trauma and Collective Identity*. Berkeley 2004.

kungen der kollektiven Monografie. Eine Studie etwa zum Themenkomplex Wiener Schiedsspruch hätte nämlich die ganze Diskussion womöglich vorangetrieben, wengleich um den Preis eines diachronen Vergleichs. Topoi wie „blutige Grenze“, die im slowakischen öffentlichen Diskurs für die im Herbst 1938 revidierte Grenze – und zwar nicht nur von der offiziellen Propaganda³ – gebraucht wurden, legen außerdem nahe, dass hier nicht zuletzt diskursanalytische Ansätze aus dem Umfeld der gender history angebracht gewesen wären. In dieselbe Richtung weisen die im ungarischen Trianon-Diskurs unermüdlich bemühten Körpermetaphern wie „Zerstückelung des nationalen Körpers“, „Abschneiden der Glieder“, „Verstümmelung der Nation“. Außerdem hätte man gern mehr über „Trianon“ im tschechoslowakischen, genauer tschechischen Kontext erfahren. Sowohl Vörös' Beitrag wie auch diejenigen über die Geschichtsbücher lassen vermuten, dass hier Erkenntnispotential liegt, zumal dabei an wichtige Studien angeknüpft werden kann.⁴ Ungeachtet dieser Einwände, oder besser Anregungen, bleibt festzuhalten, dass der Band einen bedeutenden Schritt auf dem Weg zur Annäherung zwischen der ungarischen und der slowakischen Historiografie darstellt, dem hoffentlich schon bald weitere folgen werden.

Bratislava, Wien

Miloslav Szabó

³ Vgl. z.B. *Hetényi, Martin: Slovensko-maďarské pomedzie v rokoch 1938-1945* [Das slowakisch-ungarische Grenzland in den Jahren 1938-1945]. Nitra 2008, 158, Anm. 451.

⁴ Vgl. *Haslinger, Peter: The Nation, the Enemy, and Imagined Territories: Slovak and Hungarian Elements in the Emergence and Decline of a Czechoslovak National Narrative, 1890-1938*. In: *Wingfield, Nancy (Hg.): Creating the Other. The Causes and Dynamics of Nationalism, Ethnic Enmity, and Racism in Eastern Europe*. Providence 2003, 169-182.

Bartos Taurmanová, Markéta: Eine Arena deutsch-tschechischer Kultur: Das Prager Ständetheater 1846-1862.

LIT Verlag, Münster, Hamburg, Berlin u.a. 2012, 400 S. (Thalia Germanica 14), ISBN 978-3-643-11715-1.

Die tschechische theaterwissenschaftliche Produktion hat sich in den vergangenen zehn Jahren nicht nur mit klassischen Themen wie etwa der Inszenierungstheorie und -praxis beschäftigt, sondern auch mit Fragen des Theaterbetriebs wie der Institutionalisierung und der außerkünstlerischen Realisierung des Repertoires. Im Fall der böhmischen Länder und Prags kann dabei der schwierige polykulturelle und mehrsprachige Kontext natürlich nicht übergangen werden. Gerade bezüglich des Theater- und Opernbetriebs stellt dieser Aspekt eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis der Funktionsweise und Rezeption der Theaterszene wie auch der Aufführungspraxis dar. Und das gilt nicht nur bis 1862, dem Jahr der Verselbstständigung des tschechischen Bühnenlebens mit der Entstehung des Prozatímní divadlo (Interimstheater), sondern im Grunde genommen bis 1945. Mit diesem Themenkreis befasst sich in Prag ein Team von Theater-, Musik- und LiteraturwissenschaftlerInnen um Alena Jakubcová, Jitka Ludvová und Eva Šormová von der Abteilung für tschechische Theaterwissenschaft des Kunst- und Theater-Instituts an der Akademie der Wissenschaften. Sie geben die Reihe „České divadlo – eseje, kriti-

ky, analýzy“ (Das Tschechische Theater – Essays, Kritiken, Analysen) heraus und zeichnen für das umfangreiche Projekt der Tschechischen Theater-Enzyklopädie (Česká divadelní encyklopedie, ČDE) verantwortlich. Das Lexikon zu Persönlichkeiten, Werken und Institutionen der frühesten Zeit in der Redaktion von Alena Jakubcová und Matthias J. Pernerstorfer erschien auch auf Deutsch¹ und bald soll zudem das lang erwartete Lexikon „Česká činohra 19. a začátku 20. století“ (Das tschechische Schauspiel des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts) vorliegen, das Eva Šormová herausgibt. Entsprechend ihrer bohemikalen Orientierung befassen sich die MitarbeiterInnen der Abteilung mit dem tschechischen wie dem deutschen Theater; Ergebnisse zu den deutschen Bühnen werden nach und nach auch online publiziert.² Nicht zuletzt ist Jitka Ludvová die Autorin einer umfangreichen Geschichte des deutschen Theaters in Prag³ und Herausgeberin weiterer Publikationen, die darauf zielen, Prozesse der Verflechtung und Vermittlung in der böhmischen Theatergeschichte sichtbar zu machen.⁴

Das Buch von Markéta Bartos Tautrmanová über das Prager Ständetheater, das auf ihrer 2011 an der Universität Frankfurt/Oder verteidigten Dissertation beruht, fügt sich sowohl thematisch als auch hinsichtlich des gewählten Zugangs in diese Forschungslandschaft ein, geht es der Autorin doch darum, sprachliche, nationale und oft auch territoriale Begrenzungen zu überschreiten. Ihre Arbeit ist in drei Kapitel unterteilt: Organisation und Machtstrukturen des Theaters (S. 22-111), Theaterpraxis 1846-1862 (S. 112-265) und die Schlussbetrachtung: Kulturtransfer – Begegnung der Kulturen im Ständetheater (S. 267-290). Dazu kommt ein umfangreicher Anhang mit einem Verzeichnis der Repertoires des Ständetheaters von 1846 bis 1862, das auf der Grundlage der Theaterzettel der Theaterabteilung des Nationalmuseums in Prag erstellt wurde. Die Autorin übergeht dabei das Verzeichnis von Miroslav Laiske vollständig, das zwar nur Aufführungen in tschechischer Sprache enthält, aber eine gute Grundlage für ein Gesamtverzeichnis hätte bilden können.⁵

Auf der Grundlage umfangreichen Archivmaterials rekonstruiert die Autorin im ersten Teil die schwierigen Beziehungen zwischen den Theatereigentümern auf der einen Seite (zunächst Graf Franz Anton von Nostitz-Rieneck, nach 1797 die böh-

¹ *Jakubcová, Alena/Pernerstorfer, Matthias J.* (Hgg.): Theater in Böhmen, Mähren und Schlesien. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ein Lexikon. Wien 2013. Rezensiert in: *Bohemia* 54 (2014) H. 1, 176-178.

² Tschechische Theaterencyklopädie. Deutschsprachiges Schauspiel in den böhmischen Ländern im 19. Jahrhundert. Persönlichkeiten. Praha, Institut umění – Divadelní ústav (Prag, Kunst- und Theaterinstitut). <http://encyklopedie.idu.cz/de/> (letzter Zugriff 26.01.2015).

³ *Ludvová, Jitka:* Až k hořkému konci. Pražské německé divadlo 1845-1945 [Bis zum bitteren Ende. Das Prager deutsche Theater 1845-1945]. Praha 2012.

⁴ *Pražský divadelní almanach – 230 let Stavovského divadla* [Prager Theateralmanach – 230 Jahre Ständetheater]. Praha 2013. – *Fidlovačka aneb Cokoli chcete* [Das Schusterfest oder Was Ihr Wollt]. Praha 2014.

⁵ *Laiske, Miroslav:* Pražská dramaturgie. Česká divadelní představení v Praze od otevření Prozatímního divadla. Díl 2. 1844-1862 [Die Prager Dramaturgie. Tschechische Theater-vorstellungen in Prag bis zur Eröffnung des Interimstheaters. Teil 2. 1844-1862]. Praha 1974.

mischen Stände) und den Theaterunternehmern auf der anderen (dem Pächter und dem Direktor). Trautmannová zeigt, dass die Akteure zwar bestrebt waren, die finanziellen Interessen der Besitzer und das Bemühen um ein künstlerisch wertvolles, moralisches Bildungstheater, das der Leitung des Theaters am Herzen lag, in Einklang zu bringen. Zu einer völligen Harmonisierung sei es aber trotz einer Reform der Leitung, der Finanzierung und des Betriebs des Theaters im Jahr 1846 nicht gekommen. In die Geschichte des Ständetheaters werden auch noch weitere Aspekte einbezogen, so zum Beispiel die Problematik der sogenannten Neben Bühnen und der Erblogenbesitzer und ihrer Rechte. Mit den Logen verband sich die Hoffnung, mehr Geld ins Theater zu bringen, mit den Neben Bühnen die auf eine Verbesserung des bis dahin wenig anspruchsvollen Repertoires in tschechischer Sprache. Die Gründung des Interimstheaters knüpfte an Versuche zur Errichtung einer eigenständigen tschechischen Bühne an, die bis in die Jahre der Revolution von 1848/49 zurückreichten. Damals waren solche Pläne nicht zu realisieren gewesen – es hatte an Autoren wie Stücken gefehlt, nun ging das Repertoire der Hauptbühne auf die Neben Bühnen des Ständetheaters (beispielsweise des Neustädter Theaters/Novoměstské divadlo) über und auch ein nicht geringer Teil ihres Personals wurde übernommen. Die neu entstandene Institution konnte sogar mit größerer finanzieller Unterstützung rechnen. All das trug zum allmählichen, aber unübersichtlichen Aufstieg der tschechischsprachigen dramatischen Kunst im letzten Drittel des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei.

Im zweiten Teil bemüht sich die Autorin um eine Analyse des Repertoires für die Zeit zwischen der Theaterreform von 1846 und 1862. Sie hat dafür Quellen (Theaterzettel, Tagespresse) und die Sekundärliteratur ausgewertet. Das Resultat überrascht wenig: Im Großen und Ganzen zeigt sich die Abhängigkeit des Repertoires von den Veränderungen der politischen und gesellschaftlichen Situation wie von den Ansprüchen der Intendanz und den Erwartungen des Publikums. Die Ausführungen, die der Chronologie folgen, sind für die Leser bald ermüdend, u. a. aufgrund der statischen Art der Darstellung und der Tatsache, dass die Autorin nicht hierarchisiert und analysiert, sondern ihre Quellen eher paraphrasiert. Zudem fragt man sich, warum Bartos Tautrmanová nur die „Bohemia“ herangezogen hat und keine anderen Zeitungen oder Zeitschriften wie die „Kritischen Blätter für Literatur und Kunst“, „Lumír“, „Pražský večerní list“ (Prager Abendblatt) oder den „Tagesboten aus Böhmen“, warum sie nicht zumindest einige bedeutende Persönlichkeiten identifiziert und vorstellt, die hier Kritiken schrieben. Auch vermisst man Erklärungen zu den grundlegenden Phänomenen des Theaterbetriebes der Zeit, gerade die wichtigen Stücke der tschechischsprachigen Szene wie Mikovecs „Dimitrij Ivanovič“ oder Tyls „Krvavé křtiny aneb Drahomíra a její synové“ (Die Bluttaufe oder Drahomíra und ihre Söhne) hätten eine Erwähnung unbedingt verdient gehabt. Überhaupt könnte man einige Äußerungen der Autorin über das politische Leben und das kulturelle Geschehen der Zeit diskutieren, andere sind schlichtweg falsch (z. B. die Angaben zur politischen Zusammensetzung des tschechischen nationalen Lagers [S. 133], in dem auch Karel Havlíček zu den Radikalen gezählt wird; die Behauptung, 1848 sei die Einführung des Tschechischen in den Grundschulen gefordert worden [ebenda], die Angabe, Karl Egon Eberts Stück „Bretislav und Jutta“ sei in tschechi-

scher Sprache uraufgeführt worden – tatsächlich hatte die deutsche Erstaufführung im März 1829 stattgefunden [S. 126]). Recht konfus und im Zeitablauf verworren erscheinen die Darstellung der ständischen oder nationalen Präferenzen und Loyalitäten auf S. 90, 117, 266-267 sowie die Ausführungen über eine angeblich beinahe vollständige „Tabuisierung“ von Themen aus der Přemysliden-Zeit in der Theaterszene des Vormärz (S. 127). Schade auch, dass sich Bartos Tautrmanová nicht mehr mit dem Vergleich des Repertoires aus den Revolutionsjahren 1848/49 (S. 291-341) und den Anfängen des Verfassungslebens (1860/62) beschäftigt hat, der es u. a. ermöglicht hätte zu überprüfen, ob sich die Leitung bemühte, einige verbotene Stücke erneut ins Repertoire aufzunehmen.

Im dritten Teil widmet sich Bartos Tautrmanová dem „Kulturtransfer – Begegnung der Kulturen im Ständetheater“, wofür sie vier Beispiele ausgewählt hat, die sie für repräsentativ hält: die Persönlichkeit des Kapellmeisters und Komponisten František/Franz Škroup/Skraup (1801-1862), das Phänomen „Übersetzungen“ sowie den allgemeiner gefassten „Transfer im Bereich der Ideen und Lexik“, und schließlich die „Kulturellen Kontakte zwischen dem Prager Ständetheater und dem Dresdner Hoftheater um die Mitte des 19. Jahrhunderts“. Vielleicht wäre es besser gewesen, sich auf eines dieser Themen zu konzentrieren. Passend zu den vorangegangenen Ausführungen hätte die Frage der Übersetzungsfähigkeit (des Repertoires) sein können. Auch eine statistische Auswertung hätte sich angeboten. Indessen bleibt die Untersuchung des „kulturellen Transfers“ so kurz wie schwammig und in ihrer Allgemeinheit unbefriedigend. So erschöpfen sich etwa die Passagen über die Beziehungen zwischen der Prager und der Dresdner Oper in bekannten Informationen über Carl Maria von Weber und Richard Wagner, hier auf der Grundlage von Philipp Thers „In der Mitte der Gesellschaft. Operntheater in Zentraleuropa 1815-1914“.⁶ Mitunter aber sind die Ausführungen auch ausgesprochen irreführend, so beispielsweise die Angaben über die „Fidlovačka“ (Das Schusterfest) und das von der „Zensur“ verbotene Lied „Kde domov můj?“ („Wo ist mein Heim?“ S. 268-269). Nur nebenbei: Das Kapellmeistertagebuch von František Škroup, das die Autorin im Literární archiv Památníku národního písemnictví nicht finden konnte (S. 21), liegt dort seit 1964.

Markéta Bartos Tautrmanová ist es gelungen, die institutionellen Voraussetzungen des Theaterbetriebs im Prager Ständetheater von seiner Gründung bis ins Jahr 1862 zu rekonstruieren. Weniger erfolgreich war sie indessen bei der Rekonstruktion der „Theaterpraxis“ dieser führenden böhmischen Bühne in der Schlüsselperiode von 1846 bis 1862. Auch ihr Versuch, den „Kulturtransfer“ zwischen der tschechischen und der deutschen Theaterszene Prags in dieser Zeit lebendig zu machen, überzeugt nicht. Es bleibt daher nur, (gemeinsam mit der Autorin) weitere, im Umgang mit den Quellen gründlichere und methodisch breiter angelegte Untersuchungen zur „Koexistenz und gegenseitig[en] Beeinflussung tschechischer und deutscher [Theater]-Kultur“ (S. 21) zu initiieren.

Prag

Václav Petrbok

⁶ Thers, Philipp: In der Mitte der Gesellschaft. Operntheater in Zentraleuropa 1815-1914. München 2006.

Höhne, Steffen/Udolph, Ludger (Hgg.): Franz Kafka. Wirkung und Wirkungsverhinderung.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2014, 436 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 6), ISBN 978-3-412-22336-6.

Dieser Sammelband ist das fruchtbare Resultat des Symposiums, das im November 2011 im Goethe-Institut Prag unter dem Titel „Franz Kafka – Wirkung, Wirkungsverhinderung, Nicht-Wirkung“ stattgefunden hat. In vier Abschnitten – „Frühe Rezeption und Wirkung“, „Kafka im Kalten Krieg und im Sozialismus“, „Kulturelle Bedingungen von Rezeption und Wirkung“ und „Ausblick“ – werden vielfältige Kafka-Rezeptionen zeitlich und räumlich, auf wissenschaftlicher und politischer Ebene behandelt.

Das Thema der Studien von Anne Hultsch und Marek Nekula ist die Rezeption Kafkas auf böhmischem Boden. Die Autorin befasst sich mit der Aufnahme Kafkas in der ČSR bis 1957 und stellt diese im Zusammenhang mit den Übersetzungen seiner Werke vor. Die erste Übersetzung erschien 1920 in der Zeitschrift „Kmen“ (der Stamm). Kafka war zuerst als Expressionist und danach sowohl als Surrealist als auch Existentialist anerkannt. Auch „atmosphärische Gemeinsamkeiten“ (S. 15), so Hultsch, hätten eine latente Rezeption Kafkas dargestellt. Wie in Japan konnten auch in Prag die Intellektuellen Kafka problemlos im Original lesen. Die Liste der Übersetzungen, besonders die der „unveröffentlichten Übersetzungen bis 1957“ ist für die Forschung von hohem Wert. Nekula, der sich mit der Kafka-Rezeption nach 1957 beschäftigt, streicht die Bedeutung der Kafka-Konferenz in Liblice, die Eduard Goldstücker 1963 initiiert hatte, heraus. Zudem stellt er die erste tschechische textkritische Edition von Kafkas Texten dar und geht dem konkreten Vergleich mit tschechischen Sprachkenntnissen Kafkas nach.

Über die Beziehungen Kafkas zum Judentum, besonders den Zusammenhang zwischen den Schriften Kafkas (seinen Werken, Briefen, Tagebüchern) und dem Talmud bzw. Talmudkommentar, kann man schon in den Büchern von Karl Erich Grözinger u. a. viel lesen. Was Manfred Voigts in seinem Beitrag versucht, ist aber, ein neues Bild Kafkas zu entdecken. Dafür stellt er zunächst die Ambiguitäten der „jüdischen“ Begriffe dar, im Anschluss daran präsentiert er die jüdischen Interpretationen Kafkas durch seine Zeitgenossen. Zwar hätten diese keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Texten Kafkas und dem Talmud nachgewiesen, doch zahlreiche Interpretationen gesammelt, die in diese Richtung deuteten. Der Autor konstatiert, dass

Kafka ein westjüdischer Schriftsteller mit einem unübersehbaren Anteil an jüdischem Selbsthass [war], und gleichzeitig [...] ein Gespür für die mittelalterliche Tradition des Talmuds [hatte]. Er war beides, obwohl beides nicht zu harmonisieren war und der so entstandene Widerspruch nicht geglättet werden konnte. (S. 98)

Die philosophische Kafka-Rezeption ist das Thema von Volker Rühle. Anhand der bekannten Schriften „Vor dem Gesetz“ von Jacques Derrida, „Kafka. Für eine kleine Literatur“ von Gilles Deleuze und Félix Guattari und der Kafka-Lektüre Walter Benjamins fasst er die von Kafka inspirierten Phantasien und Schöpfungen in den Werken dieser Philosophen zusammen. Über die bis heute diskutierte Problematik des Begriffs der „kleinen Literatur“, liest man auch im Beitrag Marie-Odile

Thirouins. Um Inspiration geht es auch bei Klaus Schenk, der Beispiele von Kafka-„Umschriften“ präsentiert. Angefangen vom Prager Kontext geht er über das „Um- und Weiterschreiben“ Kafkas nach 1945 in der BRD und in der DDR bis zu Texten, die seit den 1960er Jahren entstanden sind, darunter auch „Umschriften“ von Migranten.

Ludger Udolph, Mitherausgeber des Bandes, geht der literaturwissenschaftlichen Rezeption Kafkas in der Sowjetunion nach. Dort galt dieser zusammen mit James Joyce und Marcel Proust als „die dekadente Troika par excellence“ (S. 165), war aber den meisten sowjetischen Autoren unbekannt. Dies ist vor allem auf politisch-ideologische Hintergründe der sozialistischen Herrschaft des Landes zurückzuführen, die hier als Wirkungsverhinderung fungierten. Eine Formulierung von Valerij Belonožko aufnehmend, vergleicht der Autor Kafka mit einem UFO. Zugleich betont er aber, dass Kafka in der Sowjetunion nicht das einzige UFO war. Dass Kafka selbst den Wunsch hegte, einmal Passagier eines Flugobjektes zu sein, legt lediglich das Foto auf dem Buchumschlag nahe. In der beigefügten Liste kann man die russischen Übersetzungen in der UdSSR (1964-1989) finden.

Mit der Rezeption Kafkas in Polen beschäftigen sich Christian Prunitsch und Karol Sauerland. Die erste polnische Übersetzung eines Kafka-Textes erschien erst 1925, und zwar in der zionistischen Zeitschrift „Nowy Dziennik“ (Neues Tageblatt). Insgesamt wurde Kafka in Polen wenig rezipiert. Der Mangel an „kontinuierlicher Präsenz von Kafkas Werk“ und die „Autonomie der polnischen Literatur und Kultur“ (S. 196) sind dafür hauptverantwortlich. Es ist bekannt, dass Bruno Schulz von Kafka beeinflusst war, möglicherweise hat er auch den „Prozeß“ übersetzt. Um den Misserfolg der Kafka-Rezeption in Polen besser zu zeigen, befasst sich Sauerland mit Roman Karst, einem Teilnehmer der Konferenz in Liblice. Karst las die Texte Kafkas nach dem Modell des sozialistischen Realismus und nach dem der Entfremdungstheorie. Jedoch, wie Sauerland kritisch anmerkte, übersetzte er die Werke zum Teil fehlerhaft. Obwohl sich Karst auf der Kafka-Konferenz „politisch sehr engagiert“ zeigte, drang davon wenig nach Polen, wo 1963 die Atmosphäre viel freier als in Prag und „Kafka kein Politikum mehr“ (S. 207) war.

Um Liblice geht es auch bei Manfred Weinberg. Unter dem Titel „Die versäumte Suche nach einer verlorenen Zeit. Anmerkungen zur ersten Liblice-Konferenz ‚Franz Kafka aus Prager Sicht 1963‘“ versucht der Autor, diese neu zu betrachten und das Kafka-Studium wieder in einen regionalen Kontext zu bringen. Dafür bedürfe es „noch umfangreicher Arbeiten“ und eine „weniger gewaltsam agierenden Interpretation seiner Texte“ (S. 232). Ekkehard W. Haring bezeichnet die Kafka-Rezeption in der DDR zwischen 1968 und 1989 als „produktive Missverständnisse“ (S. 237). Er stellt Beispiele der Fortschreibung Kafkas vor und erklärt diverse Paradigmenwechsel. Abschließend bestimmt er mithilfe Wolfgang Hilbig's Charakterisierung den Namen des Prager Dichters in der späten DDR als „allseits verwendbare Chiffre“ (S. 253).

Herausgeber Steffen Höhne trägt den Aufsatz „Kafka und Prag. Kulturelle und mentale Prägungen als Wirkungsbedingungen“ zu dem Band bei. Anhand der Theorie Henri Lefebvres analysiert er die Beziehung von Raum und Kultur. Dann untersucht er „austriazistische Einstellungen“ (S. 262) bei Max Brod, Franz Werfel

und Franz Kafka. Konsequenterweise argumentiert er, dass „für den austriazistisch geprägten Mitteleuropäer Kafka die Wirkungsmächtigkeit des Werkes außer Frage [steht]“. Überdies fordert der Autor, „eine Territorialisierung bzw. Kontextualisierung“ dürfe nicht „auf eine Bohemisierung Kafkas und eine Kafkaisierung Böhmens hinauslaufen“ (S. 276).

Die Kafka-Rezeption in den Jahren des Kalten Krieges ist das Thema des Beitrags von Michael Rohrwasser und Paul Peters. Rohrwasser befasst sich mit der Rezeption Kafkas bei Ernst Fischer. Mithilfe der Kontroversen um Kafka entlarvt er, dass „hinter ästhetischen Argumenten sich andere verbergen“ und „Stellvertreterkämpfe ausgefochten“ (S. 281) werden. Die politische Situation Fischers bezieht er ausführlich in seine Betrachtung ein und befasst sich auch mit seiner politischen Interpretation des Amerika-Romans. Dabei spielt „die Sache mit Kafka“ – so der Titel des Aufsatzes – nur als politisches Symbol eine wichtige Rolle. Peters vergleicht Kafkas „Proceß“ [sic] mit dem von diesem inspirierten Film „Trial“ von Orson Wells und lenkt die Aufmerksamkeit auf den Kalten Krieg und die nukleare Bedrohung als bedeutenden Hintergrund des Films. Mit großer Begeisterung stellt er weitere Gemeinsamkeiten zwischen beiden Autoren fest.

Alice Stašková und Jörn Peter Hiekel analysieren Vertonungen von Texten Kafkas, die sie in drei Kategorien einteilen: erstens direkte Vertonungen von konkreten Texten, zweitens musikdramatische Werke und Ballettwerke zu Texten, drittens Werke, die sich indirekt auf die Persönlichkeit Kafkas beziehen. Die Beispiele trugen sie aus den verschiedensten Gebieten zusammen. Sie erkennen in der musikalischen Rezeption Impulse der Texte Kafkas, die den Künstler zu neuer Kreativität anstoßen. Der Impuls wirkt nicht nur auf Künstler, sondern auch auf Philosophen.

Marie-Odile Thirouin überprüft in „Franz Kafka als Schutzpatron der minoritären Literaturen – eine französische Erfindung aus den 1970er-Jahren“ umfassend die problematische Theorie von Deleuze und Guattari. Die Autorin deutet die Neigung zum „typischen Sprachdünkel“ (S. 334) der großen Nationen an, allerdings finden sich auch in ihrem Text lange französische Zitate ohne Übersetzung und sehr kurze tschechische Zitate, die nach Kafka zur „kleinen Literatur“ gehören, mit deutscher Übersetzung. Die weiteren kreativen Beispiele der Kafka-Rezeption in Frankreich stellt Philippe Wellnitz dar. Er widmet sich französischen Kafka-Übersetzungen von Alexandre Vialatte bis heute. Insbesondere untersucht er drei große Übersetzer und überprüft die Übersetzung des Amerika-Romans genau. Kafka, so stellt Wellnitz fest, gehört trotz des Übersetzungsproblems „zum Allgemeinwissen der kultivierten Franzosen“ (S. 364).

In der Studie von Richard T. Gray, „Un-Verschollen in Amerika: Der Einfluss deutsch-jüdischer Emigranten auf die (amerikanische) Kafka-Rezeption“, geht es um die Parallelitäten und die Diskrepanzen zwischen dem Schicksal der Romanhelden Kafkas und dem vieler deutsch-jüdischer Exilanten in Amerika. Doch gründete sich der Erfolg vieler Exilanten in der nordamerikanischen Germanistik gerade auf ihre Arbeiten zu Kafka – dies charakterisiert Gray ironisch als „Rache der Vertriebenen“ an den Ländern, die diese verlassen mussten (S. 380).

Die erfolgreiche Rezeption Kafkas in Japan stellen Takahiro Arimura und Yoshiko Hirano mit konkreten Beispielen vor. Arimura, dessen komparatistische For-

schungen zu Kafka in Japan sehr bekannt sind, untersucht die frühe Wirkung Kafkas in Japan in der Zeit um den Zweiten Weltkrieg. Die erste Abhandlung über Kafka erscheint 1932 an der Universität Tokio. Der Untertitel „Sekiryō no kaikyūsei (Hierarchie der Einsamkeit)“ reflektiert den Eindruck, den die Werke Kafkas auf die damaligen japanischen Germanisten machten.¹ Arimura vergleicht „Die Verwandlung“ Kafkas mit „Der Tiger im Mondlicht“ von Atsushi Nakajima und betont die gemeinsame Gedankenwelt der beiden Autoren. Hirano analysiert die Kafka-Rezeption um 1960 im Zusammenhang mit der damaligen politischen Situation. Die politische und wissenschaftliche Konstellation der zwei japanischen Werke „Partei (parutai)“ von Yumiko Kurahashi und „Die Frau in den Dünen“ von Kobo Abe werden umfassend dargestellt.

Die abschließende Studie von Hans-Gerd Koch wirft zu Recht die Frage auf: „Wem gehört Kafka?“ Er bietet einen Überblick über das Schicksal und die Geschichte von Kafkas Manuskripten und schließt mit passendem Zitat aus dem Film „Der blaue Engel“: „Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre, ich glaub' ich gehöre nur mir ganz allein“ (S. 422).

Der Sammelband bietet einen vielschichtigen Überblick über die Kafka-Rezeption in der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt, zeigt unterschiedliche Kontexte und die Spuren Kafkas in allerlei Genres. Dabei sind die außerordentliche Bedeutung der Kafka-Konferenz von Liblice und ihre Ausstrahlung auf andere staatssozialistische Länder unübersehbar. Für die jüngeren Generationen aber scheint diese Art ernsthafter politischer Kafka-Rezeption vielleicht fremd, denn gegenwärtig wirken Kafka und seine Werke eher als künstlerische Impulse. Das lässt sich auch in Comics, Mangas, Bandes dessinées und der Pop-Musik nachvollziehen. Eine Wirkungsverhinderung gibt es nicht mehr.

Tokio

Takako Fujita

¹ Fujita, Takako: Die Verwandlung der Literatur durch Übersetzung. Glücksfall und Unglücksfall. In: Warmbold, Joachim/Hess-Lüttich, Ernest W.B. (Hgg.): *Empathie und Distanz. Zur Bedeutung der Übersetzung aktueller Literatur im interkulturellen Dialog*. Frankfurt/Main, Berlin, Bruxelles u. a. 2009 (Cross Cultural Communication 18) 120.

Böhler, Jochen/Borodziej, Włodzimierz/Puttkamer, Joachim von (Hgg.): Legacies of Violence. Eastern Europe's First World War.

De Gruyter Oldenbourg, München 2014, 334 S. (Europas Osten im 20. Jahrhundert 3), ISBN 978-3-486-85756-6.

Das Bild des Ersten Weltkriegs war bisher, auch in den neuesten deutschen Veröffentlichungen von Herfried Münkler, Jörn Leonhard und Jörg Friedrich,¹ vorwiegend durch den westlichen Kriegsschauplatz bestimmt. Der Krieg im Osten war nicht nur beweglicher, weil die Fronten hin und her gingen, er blieb auch kein traditioneller Staatenkrieg und zog die zivile Bevölkerung weit stärker in Mitleidenschaft

¹ Münkler, Herfried: *Der große Krieg. Die Welt 1914-1918*. Berlin 2013. – Leonhard, Jörn: *Die Büchse der Pandora*. München 2014. – Friedrich, Jörg: *14/18. Der Weg nach Versailles*. Berlin 2014.

als im Westen; durch ethnisch-konfessionelle Überlagerungen, aber auch schwache (oder ineffiziente) staatliche Strukturen kam es hier in verstärktem Ausmaß zu „vor-modernen“, anarchischen oder schlicht kriminellen Gewaltformen – was den traditionellen Krieg gewiss nicht besser macht. Dennoch rechtfertigt die Besonderheit der ostmittel- und südosteuropäischen Gewaltexzesse schon wegen des breiteren Zeitrahmens (1912-1922) und des Zusammenhangs mit der Entstehung beider totalitären Regime eine eigene Betrachtung. Ich ziehe dabei gelegentlich auch das Heft „Totentanz: Der Erste Weltkrieg im Osten Europas“ der Zeitschrift „Osteuropa“ heran.²

Joachim von Puttkamer (Jena) betont vor allem den allgemeinen Aspekt des Zusammenbruchs und der Wiederherstellung staatlicher Autorität sowie die Kombination von Mobilisierung und „sozialer Emanzipation“ als Rahmen der Gewalt-handlungen, während der Kanadier Mark Biondich die ethnischen, religiösen und politischen Verwerfungen der Grenzgebiete hervorhebt, die diese zum Gegenstand brutaler Homogenisierungsbestrebungen durch den um nationale Einheit bestrebten Staat werden ließen. Die Auswüchse der Balkankriege 1912/13, schon damals Thema einer Dokumentation der Carnegie-Stiftung, nehmen aber auch die „totalen“ Kriege des 20. Jahrhunderts vorweg. Die Irregularität der russischen Kriegsführung, die Methode der „verbrannten Erde“, der Terrorisierung und Vertreibung der Zivilbevölkerung werden sodann von Jochen Böhler (Jena) thematisiert, der den fast nahtlosen Übergang zu den Methoden diverser Bürgerkriegs-Warlords betont (analog Ljudmila Novikova für Nordrussland in der Zeitschrift „Osteuropa“).³

Die deutschen und österreichischen Besatzungsmethoden in Kongresspolen, der Ukraine und anderen Territorien untersucht Stephan Lehnstädt vom Warschauer Deutschen Historischen Institut (er trägt auch zum „Osteuropa“-Band bei), wobei ihm ein differenziertes Bild gelingt, in dem keineswegs die Gewalt überwiegt. Besonders relevant ist der Beitrag von Robert Nelson (Universität Windsor) über die gefährliche „Utopie des freien Raums“, die von den Erfahrungen der „inneren Kolonisation“ in Nordamerika ausgehend in den besetzten osteuropäischen Territorien einen ethnisch „gesäuberten“ Grenzstreifen anvisiert, die Idee wird analog von der Praxis weiterer sich nationalisierender Staaten übernommen. Die Vorwegnahme totalitärer Praktiken ist auch das Thema Maciej Górnys (Deutsches Historisches Institut Warschau): rassenanthropologische Forschungen, die von österreichischen Untersuchungen an russischen Kriegsgefangenen ausgingen, aber auch von Polen, Serben, Finnen und Ungarn aufgenommen und in der Zwischenkriegszeit zu populären Behauptungen eigener rassischer Überlegenheit missbraucht wurden.

Piotr Wróbel von der Universität Toronto konzentriert sich auf die Hintergründe und das Ausmaß der Gewalt an den 4,9 Millionen Juden in Kongresspolen und dem russischen „Ansiedlungsrayon“, aus dessen Westgebieten die jüdische Bevölkerung unter Illoyalitätsverdacht massenhaft nach Osten deportiert wurde. Unter den Bedingungen einer zusammengebrochenen Staatsmacht werden die Juden zum Objekt

² Totentanz. Der Erste Weltkrieg im Osten Europas. Osteuropa 64 (2014) H. 2-4.

³ Novikova, Ljudmila: Kontinuum der Gewalt. Der Norden Russlands 1914-1920. In: *Ebenda*, 157-170.

von Raub, Vergewaltigung und Mord; wichtig scheint mir darüber hinaus die Erkenntnis, dass Krieg und Pogrome zum Verlust ihrer bisherigen wirtschaftlichen Funktion geführt haben und die Bevölkerung der Shtetl zu einer Masse verelendeter, unerwünschter Flüchtlinge mutierte.⁴

Robert Gernwarth (Dublin) knüpft daran an mit einem Aufsatz über paramilitärische Gewalt in den besiegten Staaten Deutschland, Österreich und Ungarn. Der radikale gegenrevolutionäre Nationalismus ging aus von der Unfähigkeit vieler Veteranen, ins zivile Leben zurückzufinden und die Nachkriegsrealitäten zu akzeptieren (vgl. dazu Tomas Bakelis über die Demobilisierung, Remobilisierung und paramilitärische Verbände in Litauen 1918/20 in Osteuropa).⁵ – Interessant ist die Studie Julia Eichbergs von der Berliner Humboldt-Universität über das polnische Kriegsgedächtnis, das, vereinfacht gesagt, die authentische Erfahrung von über zwei Millionen polnischen Männern in drei kaiserlichen Armeen ausblendet und sich – ähnlich wie im tschechoslowakischen Fall – auf das Heldentum der Freiwilligenverbände sowie ihre Rolle bei der Formung des neuen Staates konzentriert.⁶

Der in Wien lehrende Osteuropa-Historiker Philipp Ther ergänzt das Bild durch das Thema ethnischer Säuberungen, vor allem auf dem Balkan. Die Balkankriege 1912/13 stellen für ihn einen Wendepunkt gegenüber der traditionellen Kriegführung in Europa dar, insbesondere die brutale Behandlung der muslimischen Bevölkerung und die Diskriminierung der neuen Minderheiten in den monoethnisch konzipierten Staaten – wobei die Rollen der Täter und Opfer (Türken und Griechen) wechselten. Ther weist aber auch auf die Rezeption der Idee ethnischer Homogenität bzw. *épuration* durch diplomatische und wissenschaftliche Kreise hin (Montandon 1915, Lichtenstädter 1917), sodass die Institutionalisierung des keineswegs nur freiwilligen „Austauschs“ zu immer neuen Wellen von Vertreibungen führte.

Den Jenaer Sammelband beschließt ein Aufsatz des Tübinger Osteuropa-Historikers Dietrich Beyrau über Gewalt auf dem Territorium des revolutionären Russlands. Der Zusammenbruch staatlicher Autorität ab Ende 1916 mündete in anarchische „Klassenkämpfe“, „Štykokratia“ (Herrschaft des Bajonetts), Raub und Mord: Aus dieser Herkunft erklärt Beyrau die Unfähigkeit der Bolschewiki zu pragmatischen Kompromissen, die Fortsetzung der Bürgerkriegsmethoden auch in den folgenden Jahren und die ständige Suche nach neuen Feindgruppen. Die Untersuchung bezieht auch den Zweiten Weltkrieg mit ein – eine ununterbrochene Katastrophe für die Mehrzahl der russländischen Bevölkerung, sowohl infolge deutscher genozidaler Kriegführung als auch eines zu Unrecht romantisierten Partisanenkriegs. Eine Million Sowjetsoldaten standen vor Kriegsgerichten, die 157000 von ihnen zum Tode verurteilten.

⁴ Dazu aufschlussreich *Budnickiy*, Oleg: Dienst in der Höhle des Löwen. Juden in der russischen Armee. In: *Ebenda* 171-184.

⁵ *Bakelis*, Tomas: Demobilisierung, Remobilisierung. Paramilitärische Verbände in Litauen 1918-1920. In: *Ebenda*, 197-220.

⁶ *Eichberg*, Julia/*Newman*, John P.: Aftershocks. Violence in Dissolving Empires after the First World War. In: *Contemporary European History* (2013) H. 3, 183-194. – Zur Ablehnung der polnischen Freiwilligenverbände und der Loyalität der Bevölkerung gegenüber dem alten Regime vgl. auch *Borodziej*, Włodzimierz/*Górný*, Maciej: In der Feuerlinie sind alle gleichberechtigt. In: *Osteuropa* 64 (2014) H. 2-4, 91-108, hier 101.

Jörn Leonhard hat in seiner umfassenden Geschichte des Ersten Weltkriegs einen Kommentar zum Thema Hinterlassenschaft der Gewalt geschrieben, aber auf „retrospektive Kausalitäten“ verzichtet. Er schließt sich immerhin dem Minimalkonsens der meisten Beiträge an, wonach die schlimmste Art des Staates die Abwesenheit von Staat darstellt: die Entstehung von „shatter zones“ aus zusammenbrechenden Imperien. Auf den Einwand, die humanitären Katastrophen des 20. Jahrhunderts seien gerade von *Staaten* ausgegangen, kann entgegnet werden, diese Staaten seien von der Urkatastrophe des „Europäischen Bürgerkriegs 2“ geformt worden.⁷

Berlin

Bedřich Loewenstein

⁷ „Das Vielvölkerreich wurde durch den Krieg nationalisiert [...]. Der Erste Weltkrieg beendete die pragmatische Nationalitätenpolitik der Autokratie und entfaltete eine Gewaltorgie gigantischen Ausmaßes [...]. In ihr wurde nicht nur der äußere, sondern auch der innere Feind geboren.“ *Baberowski*, Jörg: Der Anfang vom Ende. In: *Osteuropa* 64 (2014) H. 2-4, 7-20, hier 19. – Vgl. *Münkler*, Herfried: Spiel mit dem Feuer. Die Politik der revolutionären Infektion. *Ebenda* 109-126, hier 117.

Leoncini, Francesco: Il Patto di Roma e la Legione Ceco-Slovacca. Tra Grande Guerra e Nuova Europa. [Der Pakt von Rom und die tschechoslowakische Legion. Zwischen dem „Großen Krieg“ und dem „Neuen Europa“].

Kellermann Editore, Vittorio Veneto, Treviso 2014. 240 S., ISBN 978-88-6767-014-7.

Francesco Leoncini ist einer der wenigen italienischen Historiker, die sich mit der Geschichte Mittel- und Ostmitteleuropas befassen; besonders zur Gründung der Tschechoslowakei hat er mehrere Studien und Sammelwerke veröffentlicht. Der vorliegende Sammelband, dessen Herausgeber er ist, will eine Lücke in der Historiografie füllen, die die Rolle Italiens im Ersten Weltkrieg betrifft: Es geht um die Entscheidung der italienischen Regierung, nicht länger auf den Fortbestand der Habsburgermonarchie zu setzen, die Einstellung den Slawen gegenüber zu verändern und die Entstehung der tschechoslowakischen Legion in Italien zu gestatten.

Die italienische Politik im Ersten Weltkrieg wird meist im Schatten Frankreichs gesehen, auf dessen Gebiet die Hauptereignisse des „großen Kriegs“ im Westen stattfanden. Weniger bekannt ist, dass Italien nach der schweren Niederlage von Caporetto im Oktober 1917 aus dem Schatten Frankreichs trat, seine Interessen neu definierte und mit der Einberufung des Kongresses der unterdrückten Völker vom 9. bis 11. April 1918 sogar die diplomatische Führung übernahm. Im Hintergrund stand die Frage, ob Italien die Nationalitäten der Monarchie im Kampf um deren Eigenstaatlichkeit unterstützen (Ansatz von Mazzini) oder eine eigene imperiale Politik an der Adria auf Kosten der Südslawen verfolgen sollte. Die Entscheidung zugunsten der ersteren Position musste gegen harten innenpolitischen Widerstand durchgesetzt werden. Hier setzt die vorliegende Publikation an, denn im Zuge der Neuorientierung hatte die italienische Regierung der Bildung einer Legion aus tschechischen und slowakischen Kriegsgefangenen zugestimmt, die – anders als ähnliche Entscheidungen in Frankreich und Russland – ausdrücklich der politischen Verant-

wortung des tschechoslowakischen Nationalrates in Paris unterstellt wurde. Dieser Vertrag vom 21. April 1917, den Rastislav M. Štefánik mit dem italienischen Ministerpräsidenten Orlando ausgehandelt hatte (Annex, S. 54 ff.), wird als Anerkennung der Armee eines noch nicht existierenden Staates bewertet, was die Anerkennung der Tschechoslowakei außerhalb der Monarchie präjudizierte.

In diesem Zusammenhang stand eine Tagung in Padula (Provinz Salerno) vom 15. Dezember 2012, die anlässlich der Einweihung eines Denkmals für die tschechischen und slowakischen Kriegsgefangenen und Deserteure abgehalten wurde, die in dem dortigen weitläufigen Klosterkomplex untergebracht und zu einer Legion zusammengestellt worden waren. Die Reden, die zu diesem Anlass von Historikern und Diplomaten gehalten wurden, finden sich in dem Sammelband, dazu die Texte der relevanten Verträge sowie kleinere Beiträge über die Geschichte des Klosters, den Alltag der Gefangenen, Berichte über andere Lager und schließlich zeitgenössische Fotos von Personen und Einrichtungen. In einem Annex erläutert der Herausgeber seinen Vorschlag, wegen der gewachsenen Rolle Deutschlands in Mitteleuropa in der Periodisierung den Begriff eines „langen Jahrhunderts“ für den Zeitraum zwischen der Reichsgründung 1871 und der Vereinigung des geteilten Deutschlands 1991 zu verwenden.

Erfstadt

Manfred Alexander

Horčička, Václav: Lichtenštejnové v Československu [Die Liechtensteiner in der Tschechoslowakei].

Agentura Pankrác, Praha 2014, 224 S., ISBN 978-80-86781-22-8.

Václav Horčička befasst sich in seiner jüngsten Publikation mit einem Thema, das gleich zwei Gebiete tangiert, die in der Historiografie bislang zu kurz gekommen sind: Das ist zum einen die tschechisch-liechtensteinische Geschichte, der sich eine Historikerkommission erst seit zwei Jahren widmet, zum anderen die Frage, wie sich der Adel in den böhmischen Ländern zu Staat, Nation und den großen Ideologien des 19. und 20. Jahrhunderts verhalten hat. Abgesehen von Glassheims großem Buch über die nationale Verortung des böhmischen Adels zwischen der Revolution 1848 und dem Ende des Zweiten Weltkriegs liegen zu diesem Themenkomplex bislang nur Teilstudien vor.¹

Die Monografie befasst sich in vier gleichgewichtig konzipierten Kapiteln zwar vorwiegend mit der Entwicklung nach 1918, bietet dem Leser aber auch einen Überblick über die ältere Geschichte des Geschlechts der Liechtensteiner. Besonders informativ ist der Teil, der der spezifischen Stellung der Familie in Österreich-Ungarn gilt. Hier zeigt Horčička, dass sich die Liechtensteiner der Vorteile erfreuen konnten, die mit ihrer Stellung als souveränes Herrscherhaus verbunden waren, ihnen zugleich aber die Rechte nicht verwehrt wurden, die den Untertanen des österreichischen Kaisers zustanden. Nur das machte es möglich, dass das Familienoberhaupt, Fürst Johann II., Mitglied des Wiener Herrenhauses werden konnte. Mit

¹ *Glassheim, Eagle: Noble Nationalists: The Transformation of the Bohemian Aristocracy.* Cambridge 2005.

dem Zerfall der Monarchie am Ende des Ersten Weltkrieges erloschen auch diese Privilegien. Die Liechtensteiner bewahrten sich zwar ihren Status der souveränen Herrscher, die Tschechoslowakei lehnte es jedoch ab, diesen anzuerkennen, und nahm keine diplomatischen Beziehungen zum Fürstentum Liechtenstein auf, weder direkt noch vermittelt über die Schweiz.

Wie Horčíčka belegt, waren die tschechoslowakischen Behörden nicht prinzipiell gegen die Anerkennung des Fürstentums, zuerst jedoch wollten sie die geplante Bodenreform durchführen. Als Familie mit dem größten Grundbesitz in Mähren (in den gesamten böhmischen Ländern kamen ihnen hinsichtlich des Eigentums an Boden nur die Schwarzenberger gleich) waren die Liechtensteiner von diesem Projekt in besonderer Weise betroffen. Auf der Grundlage von Archivadokumenten rekonstruiert Horčíčka detailliert die Verhandlungen über die Durchführung der Reform. Er kommt zu dem Schluss, dass der Staat zwar ein Interesse an einer Normalisierung der Beziehungen zu Liechtenstein hatte, die Behörden den Liechtensteinern in einzelnen Angelegenheiten sogar entgegenkamen, das Hauptziel der Politik jedoch in der Enteignung von Teilen des Besitzes und seiner Zuteilung an Kleinbauern und Personen ohne Grundbesitz lag. Begleitet wurde dieses Vorhaben von der in einer Öffentlichkeit nicht unwirksamen Propaganda, die die Adelsfamilie für die nach dem Sieg der Habsburger in der Schlacht am Weißen Berg einsetzende Rekatholisierung und angebliche Germanisierung des Landes mitverantwortlich sprach.

Die Versuche der Liechtensteiner, den Streit um das Eigentum mit der Tschechoslowakei zu internationalisieren, blieben in der Zwischenkriegszeit erfolglos. Trotz der Proteste der Schweiz, die die staatlichen Interessen des Fürstentums im Ausland vertrat, verlor die liechtensteinische Primogenitur etwa 57 Prozent ihres Grundbesitzes in den böhmischen Ländern – was ungefähr der Größe der Verluste anderer böhmischer Adelsgeschlechter entsprach.

Das folgende Kapitel gilt der Zeit der deutschen Okkupation und des Zweiten Weltkriegs, für die Horčíčka ein ausgewogenes Bild zeichnet. Er schildert die mit der Besetzung durch Deutschland verbundenen Probleme bei der Verwaltung des Familienbesitzes, das mitunter schwierige Verhältnis zu den Okkupanten und das Bemühen der Adeligen, den Familien der tschechischen Angestellten entgegenzukommen, verweist aber auch auf die Vorstöße der Dynastie, die Ergebnisse der ersten tschechoslowakischen Bodenreform zu korrigieren und eine Änderung des nach dem Münchner Abkommen festgelegten Grenzverlaufs bei Lundenburg (Břeclav) zugunsten Deutschlands zu erreichen.

Nach dem Mai 1945 wurde der Familienbesitz der Liechtensteiner auf der Grundlage der so genannten Beneš-Dekrete enteignet. Dabei berief sich der Staat auf die angebliche deutsche Nationalität des regierenden Fürsten und weiterer Familienmitglieder, argumentiert wurde im Wesentlichen also nicht mit der Tätigkeit Fürst Franz Josefs II. während des Krieges. Horčíčka kann nachweisen, dass sich selbst die beteiligten tschechoslowakischen Staatsorgane der Legitimität dieser Konfiskationen nicht sicher waren. So stellte etwa die Tatsache ein Problem dar, dass der Fürst nicht nur Bürger, sondern auch Oberhaupt eines neutralen Staates war. Verglichen mit Schweizern oder den so genannten Altösterreichern wurden die Staatsbürger Liechtensteins aber mit großer Härte behandelt, was Horčíčka einerseits auf deren

umfangreiche Besitztümer, andererseits auf die Vorbehalte gegen die angeblichen Profiteure der Schlacht am Weißen Berg zurückführt. Das Engagement der Schweiz im Fall Liechtenstein blieb nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ganz ohne Wirkung, doch agierten die Eidgenossen, wie Horčíčka zeigt, sehr vorsichtig und hatten vor allem die Interessen der eigenen Bürger im Blick.

Das abschließende Kapitel gilt den Bemühungen Liechtensteins nach 1948, eine Rückgabe von Besitz bzw. Entschädigung von der Tschechoslowakei wie auch der Bundesrepublik Deutschland zu erreichen. Der Autor rekonstruiert die rechtliche und politische Argumentation aller beteiligten Seiten, wobei er auch auf Konflikte innerhalb der Dynastie eingeht, und listet die – letztlich vergeblich gebliebenen – Versuche auf, Entschädigungen zu erwirken.

Prag

Jan Županič

Pehr, Michal/Šebek, Jaroslav: Československo a Svatý stolec. Od nepřátelství ke spolupráci (1918-1928). I. Úvodní studie [Die Tschechoslowakei und der Heilige Stuhl. Von Feindschaft zur Zusammenarbeit (1918-1928) I. Einführende Studie].

Masarykův ústav a Archiv Akademie věd ČR, v. v. i., Praha 2012, 230 S., ISBN 978-80-86495-73-6.

Helan, Pavel/Šebek, Jaroslav (Hgg.): Československo a svatý stolec. II/1. Kongregace pro mimořádné církevní záležitosti (1919-1925). Výběrová edice dokumentů [Die Tschechoslowakei und der Heilige Stuhl. II/1. Die Kommission für außerordentliche Kirchenangelegenheiten (1919-1925). Edition ausgewählter Dokumente].

Masarykův ústav a Archiv akademie věd ČR, v. v. i., Praha 2013, 308 S., ISBN 978-80-86495-74-3.

Die beiden vorliegenden Bände sind das Ergebnis eines Forschungsprojektes von Michal Pehr, Jaroslav Šebek, Pavel Helan und Marek Šmíd über die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der Ersten Tschechoslowakischen Republik (ČSR). Die einführende Studie von Pehr und Šebek fasst die Ergebnisse für den Zeitraum von 1918 bis 1928 zusammen. Der erste Teil (II/1) einer dazugehörigen dreibändigen Quellenedition beinhaltet Materialien der „Kommission für außergewöhnliche Kirchenangelegenheiten“, soweit diese die Beziehungen des Vatikans zur Tschechoslowakei in den Jahren von 1919 bis 1925 betreffen. Zwei weitere Quellenbände, einer für die Folgezeit bis 1928 (II/2), ein weiterer mit einer Auswahl tschechischer Quellen (III), sind in Vorbereitung.

Studie und Edition schließen eine Forschungslücke: Obwohl die Geschichte der katholischen Kirche in der Ersten Republik – insbesondere der politische Katholizismus, das Kirchenschema von 1920 und in Teilen auch die vatikanische Politik gegenüber der Republik – gut erforscht ist, fehlten bisher Erkenntnisse über die inneren Beziehungen zwischen dem tschechoslowakischen Staat und dem Heiligem Stuhl, die sich früh entwickelten, erst 1927 aber im sogenannten *modus vivendi* tatsächlich geregelt wurden. Die Autoren stützen sich auf eine beeindruckende Menge an ungenutztem Archivmaterial und stellen vor allem die jeweiligen Binnenperspektiven beider Seiten einander gekonnt gegenüber. Der Leser erhält daher einen wichtigen Einblick in deren gegenseitige Wahrnehmung.

Obwohl Pehr und Šebek auf die Schwierigkeit hinweisen, die handelnden Akteure eindeutig zu identifizieren (S. 9), schälen sich einige Hauptdarsteller heraus: Auf kirchlicher Seite das Personal der Prager Nuntiatur und die erwähnte „Kommission für außergewöhnliche Kirchenangelegenheiten“ in Rom, insbesondere der Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri; auf tschechoslowakischer Seite das Außenministerium unter Edvard Beneš und der jeweilige Botschafter der ČSR im Vatikan. Eine nicht weiter thematisierte, aber offenbar prominente Rolle scheint auch die Präsidialkanzlei, die über die Situation in Rom üblicherweise bestens informiert war, gespielt zu haben.

Inhaltlich folgt die Studie zunächst thematischen Schwerpunkten: Sie schlägt einen Bogen von der ursprünglichen Konfliktsituation nach der Entstehung des neuen Staates über eine Schilderung der jeweiligen diplomatischen Vertretungen, Streitfragen um die Bischofsernennung, den Zuschnitt der von Landesgrenzen geteilten Diözesen und das Kircheneigentum bis hin zur Wahrnehmung der Debatte um die Trennung von Kirche und Staat durch den Vatikan und dessen Reaktionen auf die Entstehung der tschechoslowakischen Kirche. All diese Abschnitte enden vor dem Jahr 1925, der dramaturgischen Achse der Untersuchung. Der dann ausbrechende Streit um die erste staatlich ausgerichtete Hus-Feier, der mit der Abreise des päpstlichen Nuntius Marmaggi endete, war Tief- wie Wendepunkt der Beziehungen. Es folgt eine Schilderung der Verständigung beider Seiten, zu der es kurz nach dem Jahreswechsel 1927/1928 mit der Unterzeichnung des als *modus vivendi* bekanntgewordenen Dokuments dann überraschend schnell kam.

Die Leistung von Pehr und Šebek liegt nicht nur in der detaillierten Schilderung dieser nach dem Nuntius benannten „Marmaggi-Affäre“, sondern auch in der minutiösen und multiperspektivischen Rekonstruktion des Weges dorthin. Dabei kommen die Autoren zu erhellenden Ergebnissen: Bereits ab Anfang der 1920er Jahre stimmten nahezu alle Beteiligten darin überein, dass die Beziehungen zwischen der ČSR und dem Vatikan zu normalisieren seien. Die kulturkämpferische Welle schien nach dem für die Befürworter einer Trennung von Kirche und Staat enttäuschenden Ergebnis der Volkszählung von 1921, die trotz massiver Propaganda für einen Kirchenaustritt eine solide katholische Bevölkerungsmehrheit ergeben hatte, gebrochen (S. 51-54). Obwohl die formale Trennung damit vom Tisch war, bestanden ungelöste Konflikte weiter, die in der Folgezeit aufbrachen und am 6. Juli 1925 eskalierten, als der Präsident und der Ministerpräsident der Republik am ersten offiziellen Feiertag zum Gedenken an Jan Hus vor einer mit Hussitenfahnen geschmückte Kulisse teilnahmen. Dass der Vatikan eine solche Feier nicht hinnehmen konnte, der Staat aber ebenso wenig auf deren offiziellen Charakter verzichten wollte, hatte sich bereits zuvor abgezeichnet. Nachdem die mitregierende katholische Volkspartei in einem der typischen Kompromissverfahren der „pětka“ (des „Fünferausschusses“, in dem Entscheidungen informell vorstrukturiert wurden) der Einführung des Gedenktages für Jan Hus zugestimmt hatte, signalisierte der Vatikan umgehend Widerstand (S. 132-135). Es ist ein bemerkenswertes Ergebnis der Studie, dass beide Seiten diesen und andere Streitpunkte jeweils frühzeitig erkannten, diese aber sehenden Auges geradezu in Kauf nehmen mussten. Gewisse Konflikte schienen unvermeidbar, da die Geltungsgrenzen von säkularer Macht und kirchlicher Autorität zu-

nächst diskursiv festgesetzt werden mussten: Neben dem Charakter des Hus-Feiertages waren das das Recht zur Bischofsernennung und der Zuschnitt der Diözesen einschließlich der Regelung ihres Eigentums. Beide Seiten verbuchten Punktsiege: Der Staat beharrte erfolgreich auf seinem Recht, einen nationalen säkularen Feiertag auszurichten, kam in dessen tatsächlicher Durchführung dem Heiligen Stuhl in den Folgejahren entgegen (S. 166, S. 172) und verzichtete interessanterweise auf jegliche religiöse Deutung Hussens. Der Vatikan wiederum behauptete nach einigen Kompromissen sein Recht zur Bischofsernennung, allerdings ebenfalls unter der unausgesprochenen Maßgabe, dass die Ernannten auch von staatlicher Seite akzeptiert werden konnten.

Auch wenn sich nur ein Kapitel ausdrücklich mit der Slowakei beschäftigt, so wird doch aus der Studie wie aus den Quellendokumenten deutlich, dass nahezu immer die Frage nach dem Status des Katholizismus in der Slowakei im Raume stand. Unmittelbar nach dem Umsturz ging man im Vatikan offenbar davon aus, in den böhmischen Ländern ohnehin jeden Einfluss verloren zu haben. Von der Position ausgehend, die slowakischen Katholiken vor dem vermeintlichen Druck der „häretischen“ Tschechen (S. 25) schützen zu müssen, erschloss sich Rom aber bald der Einfluss, den die slowakische Frage auf die Haltung des Gesamtstaates in Kirchenfragen hatte. Der Status der slowakischen Katholiken war oft unausgesprochener Gegenstand der Verhandlungen. Das galt auch für den *modus vivendi* (S.190).

Die überreiche Quellenbasis verleitet die Autoren manchmal dazu, Zitate sehr unvermittelt in den Text zu setzen und allein auf die Wirkung des Gesagten zu vertrauen. Hier wird ein Kontextwissen vorausgesetzt, das an anderer Stelle durch Einführungsprosa konterkariert wird. Nur zwei Beispiele: Die zahlreichen Aussagen von Edvard Beneš werden nicht immer kontextualisiert, obwohl davon auszugehen ist, dass der Außenminister im persönlichen Gespräch mit dem Kardinalstaatssekretär Gasparri konzilianter sprechen konnte als in einem Artikel des „*České slovo*“, immerhin die Parteizeitung der Nationalen Sozialisten, deren Publikum wenigstens ein eindeutiges Bekenntnis zum Antiklerikalismus erwartete (S. 161). Andererseits werden die Erwägungen des päpstlichen Nuntius Clemente Micara mit der Anmerkung versehen, dass diese „den heutigen Lesern unrichtig und unrealistisch“ erscheinen mögen (S. 39).

Gesondert hervorgehoben werden muss noch der Quellenband von Helan und Šebek. Die ausgewählten Dokumente sind jeweils in einer tschechischen Zusammenfassung und dem italienischen Originaltext ediert und geben einen weiterführenden Einblick in die Perspektive des Vatikan auf die tschechoslowakischen Verhältnisse, beispielsweise die sich stark wandelnde Bewertung katholischer Politiker: Obwohl etwa Jan Šrámek unmittelbar nach dem Umsturz noch als vertrauensunwürdiger „Sozialist“ gebrandmarkt (S. 182) und auf slowakischer Seite Andrej Hlinka in den höchsten Tönen gelobt wurde (S. 27-28), entnimmt man den Kommissionsdokumenten mittelfristig eine eindeutige Präferenz für die versöhnliche Linie des ersten.

Der detaillierte Fußnotenapparat ist eine Goldgrube für interessierte Forscher, da hier auf weiterführende Dokumente verwiesen und aus diesen ausführlich zitiert wird. Auf die baldige Veröffentlichung der nächsten beiden Bände kann man nur hoffen.

Janáč, Jiří: *European Coasts of Bohemia. Negotiating the Danube-Oder-Elbe Canal in a Troubled Twentieth Century.*

Amsterdam University Press, Amsterdam 2012, 274 S., ISBN 978-90-8964-501-2.

Totgeglaubte leben länger, könnte man über die Idee einer Verbindung von Donau, Elbe und Oder sagen, denkt man an das Steckenpferd des tschechischen Präsidenten Miloš Zeman. Es geht um einen Kanal, der seit über einhundert Jahren diskutiert wird, vielleicht getrieben von der unterschweligen Hoffnung, dass Böhmen endlich seinen Zugang zum Meer erhält.

Andere, handfestere Argumente untersucht der mittlerweile in Prag und Ústí nad Labem (Aussig) lehrende Historiker Jiří Janáč anhand der Planungen zu diesem vermeintlichen Jahrhundertprojekt. Er rekonstruiert und analysiert die Europa-konzeptionen und -vorstellungen, die hinter den verschiedenen Kanalideen stehen. Das aus seiner Dissertation hervorgegangene Buch „European Coasts of Bohemia. Negotiating the Danube-Oder-Elbe Canal in a Troubled Twentieth Century“ ist im Kontext des Netzwerkes „Tensions of Europe“ entstanden.¹ Das Kernargument des Projektes lautet, dass Europa im 20. Jahrhundert neben der bekannten politischen Einigung das Ergebnis einer hidden integration sei: Die oftmals umkämpften Prozesse der Verknüpfung und Trennung von Infrastrukturen sowie der Zirkulation und Aneignung von Wissen seien die Grundlage dieses politischen Einigungsprozesses gewesen.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Kanalidee Regimewechsel, Weltkriege und neue Transportsysteme überlebt hat, entwickelt Janáč seine zentrale Fragestellung: Wie konnte das Projekt so lange überdauern? Dabei lenkt er den Blick auf die Rolle der beteiligten Experten und darauf, wie diese die Kanalidee immer wieder neu kontextualisiert haben, anstatt sich „nur“ mit der Frage nach dem Scheitern zu beschäftigen. Die Kernfrage wird in vier Kapiteln diskutiert, die zugleich die Metamorphosen der Kanalidee bzw. deren Einbettungen in verschiedene Europadiskurse beschreiben: Mittel-Europäisierung, Nazifizierung, Sowjetisierung und Europäisierung. Dabei macht der Autor zwei Haupttendenzen aus: Zum einen kann er herausarbeiten, dass die beteiligten Experten eine herausragende Rolle beim Fortbestehen des Projektes gespielt haben. Sie bewahrten die nötige Kontinuität trotz aller politischer Umbrüche, sie erwiesen sich als geduldig genug, um unter jeweils neuen politischen Gegebenheiten auf ihre Chancen zu warten und das Projekt immer wieder auf die Agenda zu setzen. Dies geschah, so die zweite Beobachtung, indem der Donau-Elbe-Oder-Kanal immer wieder in einen neuen internationalen Kontext gesetzt wurde und mehrfach den neuen Europa-Konzepten der verschiedenen politischen Regime angepasst wurde, ohne dass sich die Grundidee verändert hätte. Diese Anpassungen spielten sich hauptsächlich in transnationalen Expertennetzwerken ab.

Als theoretische Grundlage dient dem Autor dabei das Konzept der Large Technical Systems (LTS) von Thomas Hughes. Dieser geht von der Annahme aus, dass technische Systeme komplexe Entitäten sind, die aus Technologien sowie institutionellen und legislativen Rahmen bestehen. System-BUILDER, die sich in diesem

¹ URL: <http://www.tensionsofeurope.eu/> (letzter Zugriff 16.12.2014).

Umfeld bewegen, sind maßgeblich für das Entstehen von LTS verantwortlich. Die Antreiber sind dabei oft Ingenieure und andere Experten, die interessiert am Aufbau einer bestimmten Infrastruktur sind. Da der Kanal auch einen tiefen Eingriff in die Natur darstellen würde, bezieht sich Janáč zudem auf die Französische Historikerin Sara Pritchard, die das LTS-Konzept mit Ansätzen der Umweltgeschichte verbindet und Natur als weiteren unabhängigen Faktor hervorhebt, der die Entwicklung von technischen Systemen beeinflusst. Die konkrete Untersuchung findet anhand der System-Builder, also der beteiligten Planer, Experten und Ingenieure statt. Mittels des diskursiven Verfahrens der Ko-Konstruktion beleuchtet Janáč, wie der materiellen Welt des Kanals Bedeutung als Bindeglied zwischen verschiedenen Europavorstellungen verliehen wurde und wird.

Besonders anschaulich lässt sich die Rolle der Experten und der transnationalen Verflechtungen anhand des vierten Kapitels beschreiben. Unter der Überschrift „Linking the Soviet Volga, not the Rhine!“ wird hier die Sowjetisierung des Donau-Oder-Elbe-Kanals geschildert. Während der Kanal unter dem nationalsozialistischen Regime als Transportarterie für die geplante Großraumwirtschaft in Mitteleuropa gedacht gewesen war, orientierten sich die Experten nach 1948 an sowjetischen Vorbildern. Im Rahmen der komplexen Planung sollten Wasserinfrastrukturen wie Kanäle nicht nur dem Transport, sondern insbesondere der Energieproduktion und der Bewässerung dienen. Erst nachdem die Planer begannen, sich stärker am Beispiel der Sowjetunion zu orientieren, bekamen sie wieder politische Unterstützung bei der Umsetzung – ohne dabei ihre ursprüngliche Idee aufzugeben. So wurde der Kanal, der zur Zeit der Ersten Republik noch als „Europäische Kreuzung“ konstruiert worden war, nun diskursiv und mit kleineren technischen Modifikationen als „Tor zur Sowjetunion“ präsentiert.

Die zweite Strategie, mit der die Experten darauf zielten, ihr Projekt durchzusetzen, war die Orientierung auf die transnationale Ebene. Sozusagen über die Bande bot der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) den tschechoslowakischen Experten ein breites Forum, den Kanal zusammen mit ostdeutschen und polnischen Experten zu propagieren. 1965 gelang es, einen erneuerten Plan für den Kanal zu lancieren, nach vom RGW festgelegten Parametern, wobei gerade die Entwicklung dieser Parameter Janáč zufolge zeigt, dass man nicht einfach sowjetische Modelle kopierte. Vielmehr setzten sich die beteiligten Ingenieure dafür ein, in Zentraleuropa bereits vorhandene technische Spezifikationen, etwa für die Schleusen, zu nutzen. Denn parallel zur Sowjetisierungstendenz lief der Austausch im Rahmen der „Wirtschaftskommission für Europa der Vereinten Nationen“ mit westlichen Wasserbauingenieuren, an deren Kanaldesigns man sich stark orientierte und deren Ergebnisse auch Eingang in die eigene Arbeit fanden. Damit liefert Janáč ein erhellendes Beispiel zu dem Forschungstrend der letzten Jahre, die Ost-West-Gegensätze des Kalten Krieges in Frage zu stellen und auf Kontakte sowie Austausch über den „Eisernen Vorhang“ hinweg hinzuweisen und somit die Grenzen der Sowjetisierung Zentraleuropas aufzuzeigen.

Am interessantesten aber sind die Passagen des Buches, in denen danach gefragt wird, welche Rolle die Experten spielten und wie diese ihre Ideen und Ziele über politische Systemgrenzen und Revolutionen hinweg verfolgen konnten. Je nach

Bedarf bedienten sie sich nationaler oder transnationaler Argumente, passten sich immer wieder an das Neue und an die jeweils herrschenden politischen Regimes an. Gerade diese Erkenntnisse lassen sich gewinnbringend für weitere Fragestellungen nutzen. Sie können zum Beispiel in umwelthistorischen Arbeiten dabei helfen zu erklären, warum die Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt in marktwirtschaftlich-demokratischen und planwirtschaftlich-staatssozialistischen Systemen durchaus Ähnlichkeiten aufwiesen. Die Experten, die einem ähnlichen Berufsethos verpflichtet waren, oft transnationale Kontakte pflegten und ihre Projekte langfristig verfolgten, liefern hier wichtige Hinweise.

Zugleich liegt hier aber auch der einzige schwache Punkt der Monografie. Während es Janáč außerordentlich gut gelungen ist, sein methodisches Konzept in die Forschungspraxis umzusetzen, vermisst man an manchen Stellen den in der Einleitung erhobenen Anspruch, die Rolle der Natur in der Entwicklung des Donau-Oder-Elbe-Kanals mitzudenken. So hätte die Frage, welchen Einfluss die naturräumlichen Restriktionen auf die Projektidee hatten – insbesondere die der Morava als verhältnismäßig wasserarmen Fluss – mehr Aufmerksamkeit verdient gehabt.

Das gut redigierte, mit 260 Seiten angenehm kompakte Buch stellt eine große Bereicherung für das in den letzten Jahren boomende Feld der Infrastrukturgeschichte dar,² bietet aber auch darüber hinaus viele Anregungen. So zeigt die auf Englisch verfasste, sehr gut lesbare Dissertationsschrift, wie man am Beispiel von Infrastrukturen eine Vielzahl historischer Prozesse herausarbeiten kann. Gerade der akteurszentrierte Blick auf die Expertenebene, welche Jiří Janáč mittels des Verfahrens der Ko-Konstruktion sehr überzeugend analysiert hat, ergibt anregende Ansatzpunkte für die Politik- und Verflechtungsgeschichte und andere historische Teildisziplinen.

München

Arnošt Štanzel

² Vgl. zuletzt *Ambrosius, Gerold/Heinrich-Franke, Christian*: Integration von Infrastrukturen in Europa im historischen Vergleich. Band 1: Synopse. Baden-Baden 2013 und die daran anschließenden Publikationen.

Lüdicke, Lars: *Constantin von Neurath. Eine politische Biographie.*

Ferdinand Schöningh, Paderborn 2014, 705 S., ISBN 978-3-506-77838-3.

Zu Constantin Freiherr von Neurath (1873-1956), von 1932 bis 1938 letzter Außenminister der Weimarer Republik, erster Außenminister des „Dritten Reiches“ und von 1939 bis 1941 Reichsprotektor im „Protektorat Böhmen und Mähren“, lag bisher noch keine kritische politische Biografie vor. Die hier zu besprechende aus einer Dissertation hervorgegangene Studie versteht sich als „Erklärungsbeitrag zu einer der wichtigsten Fragen der deutschen Geschichte überhaupt [...], nämlich wie es zur Herrschaft Hitlers kam“ (S. 14). Ihr Schwerpunkt liegt auf den Jahren von 1933 von 1939, und sie verdeutlicht anhand Neuraths die Rolle der Funktionseliten des Wilhelminischen Kaiserreiches auf dem Weg in den und im Nationalsozialismus. Zugleich stellt sie eine sehr kenntnisreiche Geschichte der deutschen Außenpolitik und des Auswärtigen Amtes in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ dar.

Neurath, württembergischem Großgrundbesitz entstammend und trotz allenfalls mittelmäßiger Begabung dank „Konnexion und Protektion“ (S. 46) seit seinen Studentenverbindungen in die diplomatische Elite des Kaiserreiches aufgestiegen, richtete sein politisches Handeln unabhängig von der aktuellen Staatsform nach einem schlichten machtpolitischen Axiom aus: Er sah Deutschland in sozialdarwinistischer Manier vor die Alternative gestellt, entweder gegen Großbritannien eine Vormachtstellung in der Welt zu erkämpfen, oder seinen Großmachtstatus zu verlieren. Innenpolitische Fragen, auch die soziale, interessierten den überzeugten Monarchisten dabei nicht. Der Autor zeigt bereits im Kaiserreich Züge in Neuraths politischem Denken und Handeln auf, die diesen zu einem besonders geeigneten konservativen Wegbereiter und Mitarbeiter Hitlers machten: Antisemitismus und moralische Bedenkenlosigkeit, die sich etwa darin zeigte, dass er es vorzog, den vor seinen Augen ablaufenden Massenmord an den Armeniern zu beschweigen, um das Bündnis mit dem Osmanischen Reich nicht zu gefährden. Neurath war im Ersten Weltkrieg ein kompromissloser Verfechter eines „Siegfriedens“ und strebte in der Zwischenkriegszeit als Diplomat in den Diensten der von ihm abgelehnten Weimarer Republik allein den neuerlichen machtpolitischen Aufstieg des Reiches nach Wiederaufrüstung an. Als Botschafter in Rom begeisterte er sich derart für Mussolini, dass er 1923 in einem Privatbrief an seine Mutter schrieb: „Aber einmal wird doch auch bei uns ein Mussolini kommen“ (S. 165). Diesen soll er dann in Hitler erblickt und sich deshalb bereitwillig in dessen Dienste gestellt haben, in der irrigen Annahme, Hitler werde wie Mussolini im Bund mit den konservativen Eliten den Staat innenpolitisch befrieden und danach außenpolitisch wieder zur Großmacht erheben. Ob Neuraths Nachkriegsbehauptung „Solange Hitler vernünftig war, habe ich ihn in seiner Politik unterstützt“ (S. 9) rein apologetisch war oder tatsächlich seinen Ansichten entsprach, ist für seine faktische Mitverantwortung irrelevant. Mit seiner außenpolitischen Expertise und seinem Renommee trug er maßgeblich dazu bei, Hitlers geheime Aufrüstung und einseitige territoriale Revisionen des Friedensvertrages abzusichern und half ihm so, den Zeitkorridor bis zum Umschwenken auf einen radikalen Kriegskurs unbeschadet zu durchqueren. Nicht zufällig: Bereits in der Republik war Neurath, den Reichspräsident Paul von Hindenburg protegierte und schon vor 1932 zum Außenminister ernennen wollte, im Auswärtigen Amt ein Gegenpol zum friedlichen Revisionismus auf dem Forum des Völkerbundes gewesen, wie ihn der langjährige Außenminister Gustav Stresemann vertrat. Bezeichnenderweise hatte es Neurath bereits 1921 als vertretungsweiser Leiter der Personalabteilung nach eigener Aussage unternommen, „das Auswärtige Amt von unlieb-samen Neulingen ohne geeignete Vorbildung, darunter diversen Juden zu reinigen“ (S. 133), also von den wenigen durch die Revolution 1918 hinzugekommenen Republikanern. Ebenso bezeichnend ist, dass er nach seinem Amtsantritt im Büro des Außenministers als erstes das Telegramm abhängen ließ, das Deutschlands Beitritt zum Völkerbund verkündet hatte (S. 133). Es war vor allem Neurath, der zusammen mit Bernhard von Bülow und Ernst von Weizsäcker einen „Kurs einer bewusst konfrontativen Revisionspolitik“ etwa in der Abrüstungsfrage einschlug, „der das Ende der multilateralen Verständigungspolitik und die (Wieder-)Aufnahme der national-staatlichen Machtpolitik [...] gestützt auf die präsidentiale Rückendeckung“ (S. 193)

markierte. Diese Teilidentität der Methoden und Ziele machte die Diplomaten um Neurath für Hitler so nützlich, bevor er auf einen offenen Kriegs- und Aggressionskurs umschwenkte. Nicht als einziger Angehöriger der konservativen diplomatischen und militärischen Eliten schreckte Neurath an der Jahreswende 1937/1938 erstmals zurück, weil er einen Waffengang zu diesem Zeitpunkt noch für zu gewagt hielt, und wurde durch Joachim von Ribbentrop ersetzt. Es verwundert ein wenig, wenn der Autor erst 1938 als „Tatzeugenjahr“ (Kapitelüberschrift) klassifiziert – zwar war Neurath als Präsident des Geheimen Kabinettsrats zeitweilig kein bedeutender politischer Akteur mehr, aber billigerer Tatzeuge, der die nationalsozialistischen Gewalttaten gegen Juden und politisch Missliebige offenbar als zur innenpolitischen Absicherung der neuen Machtpolitik nach außen notwendig in Kauf genommen hatte, war er bereits seit der „Machtergreifung“ Hitlers gewesen.

Was Neuraths Amtieren als Reichsprotektor von Böhmen und Mähren in Prag betrifft, fällt wie bereits hinsichtlich einiger schiefer Einschätzungen bezüglich der sogenannten Sudetenkrise auf, dass der Autor in dieser Problematik nicht sonderlich bewandert ist. Zwar ist es richtig, Neuraths wesentlichen Anteil an der Entrechtung und Enteignung der jüdischen Bevölkerung im Protektorat zu unterstreichen, aber wieso sind nur die anderthalb Jahre im Protektorat „Verbrechensjahre“ (Kapitelüberschrift), wenn der Autor andererseits Neuraths jahrelange „Zuarbeit zum ‚Programm‘ des Diktators“ betont, „das auf den größten Krieg, das größte Menschheitsverbrechen der Geschichte [...] zulief“, wodurch er „selbstverschuldet schuldig“ (S. 598) geworden sei? Um den verbrecherischen Charakter von Neuraths Protektoratspolitik genauer einordnen zu können, hätten zudem Archivbestände ausgewertet oder wenigstens die einschlägigen Dokumentenpublikationen¹ herangezogen werden können.

Ferner ist unzulängliches Lektorat zu kritisieren. In den sehr langen Schachtelsätzen finden sich zahlreiche Fehler, zudem hätte der präventiv-verquaste Stil einer Glättung bedurft. Zwei Beispiele mögen genügen: „Im Banne dieser Perspektive trug sich auch Weizsäcker mit keinerlei Zweifeln [...]“ (S. 439); „In der Tat spiegelte bereits der Akt der Ausrufung jene Zwangslage wieder (sic!), in die sich Mussolini durch eigene Aktivität hineinmanövriert worden sah: [...]“ (S. 441 f.).

Die dennoch bisher beste Biografie Neuraths macht aber plausibel, dass diese „von der Historiographie ‚vergessene‘ Schlüsselfigur“ (S. 13) erhebliche Mitverantwortung bei der Indienstnahme des Auswärtigen Amtes durch das „Dritte Reich“ und für die Abschirmung von Hitlers Aufrüstungs- und Expansionspolitik trug sowie aus eigenem Zutun zum „idealen ersten Außenminister Hitlers“ (S. 162) wurde. Sie geht in schroffem Ton mit Neurath als einem der konservativen Toten-

¹ *Kárný, Miroslav / Milotová, Jaroslava* (Hgg.): *Anatomie okupační politiky hitlerovského Německa v „Protektorátu Čechy a Moravu“*. Dokumenty z období říšského protektora Konstantina [sic] von Neuratha [Anatomie der Besatzungspolitik Hitlerdeutschlands im „Protektorat Böhmen und Mähren“. Dokumente aus der Amtsperiode des Reichsprotektors Konstantin von Neurath]. Prag 1987; *Dies.* (Hgg.): *Od Neuratha k Heydrichovi. Na rozhraní okupační politiky hitlerovského Německa v „Protektorátu Čechy a Morava“* [Von Neurath zu Heydrich. Am Scheidepunkt der Besatzungspolitik Hitlerdeutschlands im „Protektorat Böhmen und Mähren“]. In: *Sborník archivních prací* 39 (1989) 281-394.

gräber der Weimarer Republik sowie letztlich auch des Deutschen Reiches ins Gericht und dekuviert das eitle und geschönte Selbstbild Neuraths, das weit in die bundesdeutsche Nachkriegszeit hinein fortwirkte, nämlich als honoriger konservativer Patriot vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg zu Unrecht angeklagt und verurteilt worden zu sein, als „Lebenslüge“ (S.574). Dies ist gegenüber der Monografie von John L. Heineman,² die durch ihre unkritische Übernahme exkulnierender Äußerungen Neuraths und seiner früheren Mitarbeiter einer Apologie nahe kam, ein deutlicher Fortschritt.

München

René Küpper

² *Heineman, John L.: Hitler's First Foreign Minister. Constantin von Neurath. Diplomat and Statesman. Berkeley u.a. 1979.*

Šustek, Vojtěch (Hg.): Atentát na Reinharda Heydricha a druhé stanné právo na území tzv. protektorátu Čechy a Morava. Edice historických dokumentů I. [Das Attentat auf Reinhard Heydrich und das II. Standrecht auf dem Gebiet des sog. Protektorats Böhmen und Mähren. Edition historischer Dokumente I].

Archiv Hlavního města Prahy/Scriptorium, Praha 2012, CXII + 1073 S., zahlreiche Abb. (Archiv Hlavního města Prahy. Documenta Pragensia. Monographia 26/1), ISBN 978-80-86852-42-3/978-80-87271-47-6.

Der 70. Jahrestag des am 27. Mai 1942 von Josef Gabčík und Jan Kubiš im Auftrag der tschechoslowakischen Exilregierung ausgeführten Attentats auf den stellvertretenden Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, fand in der Prager Öffentlichkeit im Frühjahr 2012 große Beachtung.¹ In zahlreichen Veranstaltungen wurde an das Attentat und an die von deutschen Sicherheitsorganen entfachte grausame Verfolgungswelle, von der tschechischen Bevölkerung „Heydrichiáda“ genannt, erinnert. Bedauerlicherweise konnten zwei zentrale wissenschaftliche Publikationen zum Thema nicht rechtzeitig im Frühjahr 2012 erscheinen: Die tschechische Ausgabe der neuen Heydrich-Biografie von Robert Gerwarth und das hier anzuzeigende voluminöse Buch, das erst 2013 ausgeliefert wurde.² Ungeachtet des verspäteten Erscheinens stellt das umfangreiche Werk Šusteks das wissenschaftliche Highlight zum „Attentatsjubiläum“ dar, das im Übrigen von verhältnismäßig wenigen fundierten wissenschaftlichen Publikationen begleitet wurde. Šusteks Editionsprojekt zum Attentat und Standrecht ist auf drei Bände mit über 500 Dokumenten angelegt und soll die bisherigen Editionen ersetzen, die alle gewisse Defizite aufweisen.³

Der vorliegende (bereits vergriffene) erste Band bietet zwei thematisch unterschiedliche Editionsteile und verfügt über eine ausführliche Einleitung in tschechi-

¹ Siehe *Hruza, Karel: Arbeiten am „Gedächtnis der Nation“.* Wissenschaft, Medien und Events anlässlich des 70. Jahrestags des Attentats auf Reinhard Heydrich in Prag. In: *Bohemia* 53 (2013) H. 1, 3-45.

² Zu Gerwarth siehe die Rezensionen von *Küpper, René* in: *Bohemia* 52 (2012) H. 2, 394-399 und *Hruza, Karel* in: *Časopis Matic Moravské* 132 (2013) 240-244.

³ Etwa *Kárný, Miroslav / Milotová, Jaroslava: Deutsche Politik im „Protektorat Böhmen und Mähren“ unter Reinhard Heydrich 1941-1942. Eine Dokumentation.* Berlin 1997.

scher (S. XIX–LXXVIII) und deutscher Sprache (S. LXXIX–CVIII), wobei die deutschen Texte stellenweise kürzer ausfallen. Vorangestellt ist ein Verzeichnis der edierten 137 Dokumente. Im Kapitel „Bedeutung, Zweck und Konzeption der Edition“ legt Šustek ausgiebig Rechenschaft über sein Vorhaben ab, wobei er die Bedeutung, Konzeption und Gliederung der Edition beschreibt, die Kriterien für die Auswahl der Dokumente und das Zielpublikum charakterisiert. Das folgende Kapitel „Inhalt des ersten Bandes“ handelt die Themen „Die Aktion der Gruppe Anthropoid und der einheimische Widerstand gegen Heydrich“ und „Lageberichte des Befehlshabers der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes im Protektorat“ ab. Danach beschreibt Šustek „Die sog. Reichsverwaltung und die ‚autonome‘ Selbstverwaltung des Protektorats [...]“, „Die Oberlandratsämter“, „Die Organisationsstruktur des deutschen Unterdrückungsapparates auf dem Gebiet des sog. Protektorats [...]“, „Die Waffen SS“ und „Die nationalsozialistischen Strafgerichte auf dem Gebiet des Protektorats“. Über bisherige Editionen, Literatur und Archivbestände zum Thema informiert das folgende Kapitel, dessen tschechische Fassung weitaus umfangreicher ist als die deutsche mit dem Titel „Die Veröffentlichung von Editionen mit Dokumenten zur Aktion des tschechoslowakischen Widerstandes gegen Heydrich“. Nur auf Tschechisch wurde die „abschließende Danksagung“ abgedruckt. Eine knappe englische Zusammenfassung und Inhaltsangabe sind den deutschen Texten nachgestellt. Am Ende des Buches stehen Verzeichnisse der Abkürzungen und Literatur, eine Konkordanz der in den Dokumenten vorkommenden topographischen Namen mit heutigen Bezeichnungen sowie ein Register der Personen und Örtlichkeiten.

Den Kern des Buches bilden die zwei Editionsteile auf insgesamt über 1000 Seiten. Es handelt sich um Akten der deutschen Verwaltungs- und Sicherheitsapparate, die heute vornehmlich in tschechischen Archiven und im deutschen Bundesarchiv verwahrt werden und die mit dem Attentat, der Suche nach den Attentätern und ihren Unterstützern und der Exekution von Urteilen direkt oder auch nur indirekt zusammenhängen. Der erste Teil enthält 114 Dokumente aus dem Zeitraum vom 14. Oktober 1941 bis 24. Dezember 1942. Darunter sind beispielsweise (zumindest in Teilen) bekannte Akten wie der mit Skizzen versehene Bericht der SS vom 23. Juni 1942 über ihren Einsatz vom 17./18. Juni 1942 gegen die Attentäter und Widerstandskämpfer, die sich in der Prager Kirche St. Cyrill und Method versteckt hatten (Dokument Nr. I/83). Ebenso findet sich der lange „Schlussbericht“ der Gestapo vom 25. September 1942 über Vorbereitung (!) und Tathergang des Anschlags und die Suche nach und den Kampf mit den Attentätern (Dokument Nr. I/107), der mit Skizzen und Fotografien ausgestattet wurde, darunter den oftmals publizierten Bildern des zerstörten Mercedes-Cabriolets Heydrichs, am Tatort von den Tätern hinterlassener Gegenstände wie eines Fahrrads, einer Aktenmappe und eines „Sprengkörpers“ (mit einem anderen wurde Heydrich getötet), der beschädigten Kirche St. Cyrill und Method usw. Eine Fotografie der ebenfalls liegengelassenen englischen Maschinenpistole wurde seltsamerweise dem Bericht nicht beigelegt. Dass dieses Aktenmaterial nun in extenso ediert vorliegt, ist sehr zu begrüßen.

Der zweite Editionsteil enthält 23 Berichte vom 30. Mai bis 18. Juni 1942, in denen deutsche Stellen intern über „Maßnahmen nach dem Attentat auf SS-Obergruppen-

fürer Heydrich“ referieren, d.h. Rechenschaft über Fahndungen und Erfolge (Anzahl der Beteiligten, Namen der durchsuchten Ortschaften, Angabe verhafteter Personen usw.) abgeben. Darunter sind z.B. auch zwei Schreiben Horst Böhmes vom 12. Juni 1942 (je eines an Kurt Daluge und K. H. Frank) über „Vergeltungsmaßnahmen gegen die Ortschaft Liditz, Bezirk Kladno“ (Dokumente II/20 und 21), in denen nicht nur mitgeteilt wird, dass „198 Frauen und 98 Kinder“ aus Lidice mit LKWs nach Kladno gebracht und dort vom „Gendarmerie-Kommando des Oberlandrats Kladno“ bewacht wurden und „173 Männer [...] an einer Stelle [in Lidice; K.H.] durch 1 Kompanie der Schutzpolizei [...] erschossen wurden“, sondern auch die materielle Hinterlassenschaft der ermordeten und deportierten Bewohner penibel verzeichnet wurde, so etwa Art und Anzahl der Tiere, landwirtschaftliches Gerät, Fahrzeuge und Hausrat (z.B. „2 Schachteln mit verschiedenen Genussmitteln, 2 kleine Säcke mit Erbsen, 6 Kisten Waschpulver und ein Korb mit Waschpulver“ usw.).

Die deutschsprachigen Dokumente sind umsichtig ediert und mit einer vollständigen Übersetzung ins Tschechische versehen, wobei hin und wieder Übersetzungsfehler vorkommen oder eine nicht ideale Übersetzung gewählt wurde. Jedes Dokument wurde vom Herausgeber mit einem Kommentar versehen. Und hier liegt ein weiterer großer Gewinn der Edition, denn die Kommentare sind oftmals sehr ausführlich und informationsreich gehalten, wobei etliche (auch seitenlange) Zitate aus weiteren Dokumenten inklusive Archivsignatur präsentiert werden. Insgesamt bietet Šustek hier eine höchst wertvolle „Subedition“ zum Thema.

Das Attentat auf Heydrich, ein singuläres Ereignis des Widerstands gegen das NS-Regime in einem besetzten Staat, war schon mehrfach Thema von Dokumentar- und Spielfilmen und ist in der Unterhaltungs- und populärwissenschaftlichen Literatur vielfach behandelt worden.⁴ Es überrascht daher, dass nur eine wissenschaftliche Abhandlung existiert.⁵ Sie entstand zudem vor 1989, so dass der Autor nur begrenzt tschechisches Archivmaterial nutzen konnte. Da Šustek für seine Edition akribische und langwierige Archivrecherchen unternahm und eine höchstwahrscheinlich hohe Vollständigkeit der Materialerfassung erreicht hat – nur noch Zufallsfunde, d.h. abseits der Angaben der Archivrepertorien oder aus Privatbesitz, sind noch zu erwarten –, ist es jetzt bzw. nach Erscheinen der anderen Bände möglich, sich ohne langwierige Suche in Archiven wissenschaftlich mit dem Attentat zu beschäftigen.⁶ Ein höheres Ziel kann eine Edition historischer Dokumente nicht erreichen. Die von Šustek vorgelegte, gut durchdachte kommentierte Edition ist als eine Spitzenleistung der tschechischen Zeitgeschichtsforschung anzusehen. Es steht zu hoffen, dass in absehbarer Zeit der zweite Band erscheinen wird.

Wien

Karel Hruza

⁴ Siehe dazu *Hruza: Arbeiten* (vgl. Anm. 1).

⁵ *MacDonald, Callum: The Killing of SS Obergruppenführer Reinhard Heydrich, 27 May 1942. New York 1989. Deutsche Ausgabe: Heydrich. Anatomie eines Attentats. München 1990.*

⁶ Akten aus englischen Archiven hat z.B. ausgewertet: *Stehlík, Eduard: SOE a příprava atentátu na Reinharda Heydricha [Die SOE und die Vorbereitung des Attentats auf Reinhard Heydrich]. In: Paměť a dějiny 6 (2012) H. 2, 3-15.*

Brandes, Detlef/Míšková, Alena: Vom Osteuropa-Lehrstuhl ins Prager Rathaus. Josef Pfitzner 1901-1945.

Klartext/Masarykův ústav a Archiv Akademie věd ČR, v.v.i. Praha, Essen 2013, 398 S., ISBN 978-3-837509403 (Klartext)/978-80-87782033 (Masarykův ústav).

Josef Pfitzner gehört mit Konrad Henlein (1898-1945) und Karl Hermann Frank (1898-1946) zu den „größten“ sudetendeutschen Negativfiguren, die sich in das kollektive historische Bewusstsein zumal der älteren Tschechen eingegraben haben. Zu ihnen tritt der „Reichsdeutsche“ Reinhard Heydrich (1904-1942). Alle vier wurden zu (Deutsch-)Völkischen und sich selbst exponierenden Nationalsozialisten und nationalsozialistischen „Politikern“. Während Henlein als Verräter an der Tschechoslowakei gilt, dem es mit Lug und Trug gelang, Hitler und die Deutschen ins Land zu holen, wurden Heydrich, Frank und Pfitzner die Exekutoren grausamer deutscher Besatzungspolitik. Sie gehörten einer Generation an, ihr intellektuelles Format war aber denkbar unterschiedlich. Die höchste Bildung unter ihnen erreichte der promovierte, habilitierte und zum ordentlichen Universitätsprofessor der Deutschen Universität in Prag ernannte Pfitzner, dessen politische Laufbahn mit dem Amt des Primator-Stellvertreters der Stadt Prag gekrönt wurde. Sein Leben und Wirken wird nun in einer von Alena Míšková (Prag) und Detlef Brandes (Berlin) erstellten Biografie untersucht, nachdem in den vergangenen Jahren Biografien zu Frank und Heydrich vorgelegt wurden.¹ Den Teil des Buches, den Míšková verfasst hat, hat Anna Ohlidal ins Deutsche übersetzt.

Eine Biografie Pfitzners fügt sich nicht nur in den Rahmen der boomenden (politischen) Biografik zu mehr oder weniger bedeutenden NS-Größen ein, sondern fällt auch in den Bereich des ebenfalls boomenden, in gewisser Weise neuen Genres der „Historikerbiografie“; viele dieser Arbeiten zeichnen sich durch eine starke methodische und kontextuelle Verankerung aus. Umso überraschender ist es, dass Brandes und Míšková weitgehend auf eine methodische Positionierung ihres biografischen Vorhabens und eine überzeugende Darstellung des Forschungsstands (!) in ihrem sehr knappen Einführungstext verzichten haben. Als Leitfaden dienten ihnen folgende Fragen:

Wie war Josef Pfitzner eigentlich? Alle stimmen darin überein, dass er arrogant, egozentrisch, übertrieben selbstbewusst und ein Denunziant war, umstritten ist nur sein Opportunismus. Woher kam er, welche Grenzen, Wünsche und Sehnsüchte hatte er? Dies ist eine der Leitfragen dieser Studie. Das zweite Gesicht Josef Pfitzners war seine politische Karriere. Wann und warum entschloss er sich, politisch tätig zu werden? Wie wirkte sich sein politisches Wirken auf seine historiographische Arbeit aus? Wann wurde aus dem Historiker ein Propagandist? Warum verhielt er sich so, dass er zum Symbol der Okkupation Prags wurde? Dies sind weitere Fragen, die zumindest zum Teil beantwortet werden sollten (S. 13 f.).

¹ *Küpper*, René: Karl Hermann Frank (1898-1946). Politische Biographie eines sudetendeutschen Nationalsozialisten. München 2010; *Gerwarth*, Robert: Reinhard Heydrich. Biographie. München 2011. – Zu Henlein siehe *Gebel*, Ralf: „Heim ins Reich!“ Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland (1938-1945). 2. Aufl. München 2000. – Zum Reichsprotektor Neurath siehe jetzt *Lüdicke*, Lars: Constantin von Neurath. Eine politische Biographie. Paderborn 2014. Besprechung in diesem Heft der Bohemia S. 211-214.

Weiter heißt es über das Ziel der Biografie:

Die vorgelegte Studie soll dem Leser ein plastisches Bild von Leben und Werk Josef Pfitzners liefern und ihn über die Bedingungen aufklären, die ihn formten, sowie über die Verhältnisse seiner Studienzeit und die wissenschaftliche und politische Praxis der Zwischenkriegs- und Kriegszeit informieren. Wie lang war der Weg vom aufgeklärten schlesischen Patrioten zum überzeugten Nationalsozialisten [...]? (S. 15)

Brandes und Mišková konnten auf einige wesentliche, zum Teil von ihnen selbst geleistete Vorarbeiten zur Tätigkeit Pfitzners zurückgreifen, auch der historische Kontext seiner Lebenszeit ist gut erforscht.² Bisher nicht ausgewertet war jedoch seine Korrespondenz, die er kurz vor Kriegsende zwecks Sicherung aus Böhmen wegbringen ließ und die erst vor einigen Jahren im oberösterreichischen Linz aufgefunden wurde. Der Bestand wurde von den oberösterreichischen Behörden dem Masaryk-Institut und Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik in Prag übergeben, dort von Mišková verzeichnet und für die vorliegende Biografie ausgewertet. So kann Mišková anhand der „neuen“ Korrespondenz Pfitzners einerseits interessante und mitunter farbige Einblicke und Schilderungen präsentieren, andererseits ist manche Mitteilung nicht von wissenschaftsgeschichtlicher Relevanz.

Das in 13 thematische Kapitel gegliederte Werk folgt grundsätzlich einer chronologischen Linie. Die ersten sechs Kapitel „Privatleben“, „Studium und erste wissenschaftliche Arbeiten“, „Pfitzner und die deutschen Kollegen“, „Pfitzner und die tschechischen Kollegen“, „Pfitzner als Pädagoge“ und „Akademische Ehrungen“ wurden von Mišková verfasst, die nachfolgenden von Brandes: „Zwischen mittel-

² Brandes, Detlef: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. 2 Bde. München, Wien 1969, 1976. – Bryant, Chad: Prague in Black. Nazi Rule and Czech Nationalism. Harvard/Mass. 2009. – Klímeček, Antonín/Gebhart, Jan/Kuklík, Jan: Velké dějiny země koruny České XIII-XV 1918-1945 [Große Geschichte der Länder der böhmischen Krone XIII-XV 1918-1945]. Praha, Litomyšl 2000-2007. – Hadler, Frank/Šustek, Vojtěch: Josef Pfitzner (1901-1945). Historiker. Geschichtspräsident und Geschichtspolitik. In: Mišková, Alena/Glettler, Monika (Hgg.): Prager Professoren 1938-1948. Zwischen Wissenschaft und Politik. Essen 2001, 105-135; Kolář, Pavel: Geschichtswissenschaft in Zentraleuropa. Die Universitäten Prag, Wien und Berlin um 1900. 2 Bde. Berlin 2008. – Konrád, Ota: Dějepisectví, germanistika a slavistika na německé univerzitě v Praze 1918-1945 [Geschichtsschreibung, Germanistik und Slavistik an der Deutschen Universität in Prag 1918-1945]. Praha 2011. – Küpper, Frank (vgl. Anm. 1). – Mišková, Alena/Šustek, Vojtěch: Josef Pfitzner a protektorátní Praha v letech 1939-1945. Sv. 1: Deník Josefa Pfitznera. Úřední korespondence Josefa Pfitznera s Karlem Hermannem Frankem [Josef Pfitzner und Prag während des Protektorats 1939-1945. Bd. 1: Das Tagebuch Josef Pfitzners. Die amtliche Korrespondenz Josef Pfitzners mit Karl Hermann Frank]. Praha 2000. – Mišková, Alena: Die Deutsche (Karls-) Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges (Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums). Praha 2007. – Šustek, Vojtěch: Josef Pfitzner a protektorátní Praha v letech 1939-1945. Sv. 2: Měsíční situační zprávy Josefa Pfitznera [Josef Pfitzner und Prag während des Protektorats 1939-1945. Bd. 2: Die monatlichen Situationsberichte Josef Pfitzners]. Praha 2001. – Ders.: Bemühungen um die Germanisierung Prags während der NS-Okkupation. Aus den Berichten des stellvertretenden Primators Josef Pfitzner. In: Glettler, Monika/Lipták, Lubomír/Mišková, Alena (Hgg.): Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938-1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei. Essen 2004, 53-66.

terlicher und osteuropäischer Geschichte“, „Historiker und Propagandist der Sudetendeutschen 1926 bis 1938“, „Stadtrat (Mai 1938-März 1939)“, „Stellvertretender Primator: Machtkämpfe“, „Pfitzners Kommunal- und Volkstumspolitik“, „Nebenberuf: Historiker“ und „Das Ende des Prager Deutschtums und Pfitzners“. Es folgen ein Fazit von viereinhalb Seiten, ein Quellen- und Literaturverzeichnis inklusive Pfitzners Bibliografie, ein Abkürzungsverzeichnis und ein nicht fehlerfreies Personenregister. Auffällig ist die (bewusste?) Verwendung verschiedener Schrifttypen für die Paginierung, Haupttext und Fußnotenapparat. Von Nutzen wäre ein Stadtplan Prags gewesen, da oftmals dessen Topografie angeführt wird.

Míšková beschreibt den raschen Aufstieg des aus einer ärmlichen kinderreichen Schusterfamilie stammenden, im mährisch-schlesischen Petersdorf (Petrovice ve Slezsku) geborenen Josef Pfitzner. Dessen Interesse an Politik, das Brandes untersucht, manifestierte sich 1926 in dem Buch „Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848“. Zum „Historiker der Sudetendeutschen“ machte ihn dann 1935 das Bändchen „Sudetendeutsche Geschichte“, das aus mehreren älteren Beiträgen zusammengesetzt war. Pfitzners Affinität zum deutschvölkischen Lager fand auch in ganzseitigen Porträtabbildungen Erwin G. Kolbenheyers und Konrad Henleins Ausdruck. Geschätzt wurden Pfitzners an ein deutschsprachiges Fachpublikum gerichtete Berichte über die Publikationen tschechischer Historiker, wie er überhaupt im Unterschied zu manchem seiner sudetendeutschen Kollegen kaum Berührungsängste gegenüber tschechischen Historikern hatte. In anderen seiner Arbeiten, etwa zur Geschichte der Prager Karlsuniversität, zeigte Pfitzner dagegen, dass ihm seine völkischen Ansichten beständig als „wissenschaftliche“ Folie dienten bzw. er in die Tagespolitik eingreifen wollte. Mit dem Amtsantritt als Primator-Stellvertreter im März 1939 verlagerte sich Pfitzners Tätigkeit weg von der Wissenschaft und Lehre hin zur Administration.

Die verschiedenen Berufungen bzw. Berufungsversuche Pfitzners werden von Míšková recht knapp dargestellt und hätten in einer wissenschaftsgeschichtlichen Biografie wohl mehr Raum verdient. Ähnlich ergeht es den von Pfitzner betreuten Dissertationen, die nicht „ausgewertet“ (S. 101), sondern allein nach ihren Titeln eingeordnet werden. Bei der Besprechung der wissenschaftlichen Werke Pfitzners kommt es zwischen Míšková und Brandes zu einigen vermeidbaren Überschneidungen, wie auch auf hilfreiche Querverweise verzichtet wurde. So wird etwa das Thema Pfitzner und Josef Pekař ohne jegliche Abgrenzung von beiden bearbeitet (S. 83-89, 144-146 u. a.). Brandes bietet eine zum Teil eingehende Vorstellung der Schriften Pfitzners, jedoch vermisst man eine genügende Kontextualisierung und wissenschaftsgeschichtliche Einordnung, so dass die Werke oftmals für sich selbst sprechen: Die Interpretation bleibt den Vorkenntnissen des Lesers überlassen. Míškovás Kapitel über bestimmte Personen aus Pfitzners Kollegenumkreis sind nicht mehr als flüchtige Skizzen, wobei etwa zu Hans Hirsch oder Emil Franzel neben den verharmlosenden Ausführungen Manfred Stoys auch der kritische Beitrag von Andreas Zajic rezipiert werden sollte.³

³ Zajic, Andreas: Hans Hirsch (1878-1940). Historiker und Wissenschaftsorganisator zwischen Urkunden- und Volkstumsforschung. In: *Hruza, Karel* (Hrsg.): Österreichische

Brandes referiert über Pfitzners Tätigkeit als Prager Stadtrat der deutlich auf NSDAP-Kurs liegenden SdP seit Sommer 1938, seine Positionskämpfe unter den NS-Machthabern (v.a. Burgsdorff, Frank, Gies, Henlein, Heydrich), seinen Druck auf die resistenten tschechischen Magistratsbeamten und Primatoren. Kapitel 11 liefert eine sehr aufschlussreiche Darstellung der „Kommunal-Volkstumspolitik“ Pfitzners, deren Folie das Streben nach „Germanisierung“ der Stadt und der Bevorzugung der deutschen Bevölkerung bildete. In der Öffentlichkeit wurde Pfitzner für das Umbenennen von Straßen und Zerstören von Denkmälern bekannt. Überraschend ist aber, dass nur 1,5 Seiten (S. 276 f.) dem Thema Ausgrenzung von Juden und „Arisierung“ gewidmet werden. War Pfitzner wirklich nur in so geringem Maße involviert, dass darüber nicht mehr zu berichten wäre? Immerhin ist Pfitzner im Buch als militanter Antisemit erkennbar, der im Sommer 1941 den Vorschlag machte, die jüdische Bevölkerung Prags in einem „Viertel ghettomäßig zu konfinieren“ (S. 276). Dass die im Herbst anlaufenden Deportationen den Betroffenen ein noch schlimmeres Schicksal bescherten, soll Pfitzners Idee in ihrer Menschenverachtung nicht schmälern. Pfitzner konnte sich auch eine Aussiedlung der Tschechen aus Böhmen und Mähren vorstellen, um die deutsche Vorherrschaft durchzusetzen, ungeachtet dessen, dass er unter den Tschechen „rassisch und politisch brauchbare [...] Bevölkerung“ wahrnahm (S. 279).

Die thematische Leitlinie in der Darstellung wird von den größtenteils bereits edierten Quellen zu Pfitzner (Tagebuch, Tätigkeitsberichte) vorgegeben – stellenweise kommt es zu einer sehr engen Anlehnung an die Tätigkeitsberichte – und ausführlich mit deren Datenmaterial gestützt. Da dies aber oftmals ohne Kontextualisierung bzw. Vergleichsmaterial geschieht, bleibt der Leser etwas ratlos. Schließlich überrascht auch, dass der im Sommer 1945 gegen Pfitzner geführte Prozess trotz guter Quellenlage nur auf eineinhalb Seiten abgehandelt wird. Die Zusammenfassung ist wenig abstrahierend und wiederholt zuvor bereits gemachte Aussagen.

Das Buch bringt eine einzige, auf dem Umschlag sowie dem Einband platzierte Fotografie, die nicht erläutert wird. Es handelt sich um Pfitzner und Karl Hermann Frank in SA- bzw. SS-Uniform, Joseph Goebbels und Primator Alois Říha, die auf dem Balkon des Prager Altstädter Rathauses stehen und auf den Altstädter Ring hinunterblicken. Die Aufnahme entstand am 6. November 1940, als Goebbels Prag einen Besuch abstattete, der im Buch kurz erwähnt wird (S. 197 f.). Man fragt sich, warum nur diese eine Fotografie ausgewählt wurde und die mediale Präsenz Pfitzners als Stellvertretender Primator nicht thematisiert wird – schließlich existieren etliche offizielle Fotografien, die Pfitzner in seiner Amtsführung zeigen, u.a. auch an der Seite Alfred Rosenbergs.⁴ Und es gibt die ebenso nicht angeführten, öffentlich

Historiker 1900-1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien, Köln, Weimar 2008, 307-417.

⁴ Siehe etwa die Register in den (konzeptionell zweifelhaften) Bildbänden: *Čvančara*, Jaroslav: *Někomu život, někomu smrt I-III. Československý odboj a nacistická okupační moc 1939-1945* [Dem einen das Leben, dem anderen den Tod I-III. Der tschechoslowakische Widerstand und die nationalsozialistische Okkupationsmacht 1939-1945]. Praha 2002,

zugänglichen privaten Fotoalben Pfitzners. Dieses Material hätte, zumal der Iconic Turn genügend Aufmerksamkeit auf „die Macht der Bilder“ gelenkt hat, sicherlich eine sehr wertvolle Ergänzung zu den schriftlichen Quellen bringen können. Zu diesem Beiseitelassen des Visuellen passt schließlich, dass der 90-minütige Dokumentarfilm des tschechischen Filmemachers Pavel Štingl über Pfitzner (Deník pana Pfitznera, 1998) gänzlich unerwähnt bleibt (obwohl Míšková als Beraterin bei diesem Film tätig war).

Des Weiteren fällt auf, dass wichtige Literatur nicht herangezogen wurde, auch erscheint das Verzeichnis der Werke Pfitzners nicht ganz stringent. Irritierend ist schließlich, dass das letzte Wort zu Pfitzner – ohne Interpretation – auf S. 361 dessen „Freund“ Franzel gestattet wird, der 1955 seinen Pfitzner-Nachruf wie folgt schloss: „Es wurde sein Schicksal, dass neben der Leidenschaft des forschenden und darstellenden Historikers in ihm auch noch die Glut des Volkstumskämpfers lohte, die ihn auf die politische Bühne trieb.“ Dass Franzel nicht nur als Autor einer tendenziösen „Sudetendeutschen Geschichte“ in die Fußstapfen Pfitzners trat, sondern zu den führenden Apologeten der Sudetendeutschen in der Bundesrepublik gehörte, weist ihn als Person aus, von der kaum eine tragende Meinung zu Pfitzner erwartet werden kann.⁵ Die Positionierung dieses nichtssagenden und verharmlosenden Postulats Franzels als Schlusswort erweckt den Eindruck, als hätten Míšková und Brandes zu keiner schlüssigen Einschätzung Pfitzners gefunden.

Was bleibt unter dem Strich? Wenig überraschend ist, dass der Verzicht auf eine vor Beginn der Arbeiten erfolgte kritische Positionierung und Durchdringung des biografischen Vorhabens seine Spuren hinterlassen hat. Der Abstraktions- und Interpretationsgrad des Buches ist verhältnismäßig gering, das vorgestellte Material soll für sich selbst sprechen, der Leser sich seine Meinung selbst bilden. Das heißt nicht, dass dem Autorenteam nicht spannende und informationsgeladene Passagen gelungen wären und ein insgesamt doch aufschlussreiches Bild Pfitzners präsentiert wird. Die aufgrund der guten Quellenlage zweifellos gegebene Gelegenheit, eine Biografie Pfitzners zu verfassen, die unter gültigen wissenschaftsgeschichtlichen Aspekten sowohl seine wissenschaftlichen und propagandistischen Werke, sein politisches Wirken als auch seine privaten Lebensumstände in Text und Bild paradigmatisch analysiert, wurde freilich nicht genutzt. Entstanden (unter großem Zeitdruck?) ist eine Minimalvariante, die in ihrem wissenschaftsgeschichtlichen Kern über das 2001 von Frank Hadler und Vojtěch Šustek präsentierte Pfitzner-Porträt nicht hinauskommt.

Wien

Karel Hruza

2003, 2007; *Uhlíř*, Jan B.: *Protektorát Čechy a Morava v obrazech* [Das Protektorat Böhmen und Mähren in Bildern]. Praha 2008.

⁵ Interpretationswürdig ist die „Anekdote“ des Zeitzeugen Fussek zu Pfitzner. *Fussek*, Erich: *Sie lehrten in Prag*. München 1975, 71.

Suppan, Arnold: Hitler - Beneš - Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa.

Verlag der ÖAW, Wien 2014, Teil 1: XIV und 774 S.; Teil 2: X und 990 S.; Teil 3: X und 280 S., 140 Abb., 13 Karten (Internationale Geschichte/International History 1), ISBN 978-3-7001-7309-0.

Nicht jeder, der zweitausend Seiten vorlegt, kann von sich behaupten, das Buchprojekt gehe auf einen Vortrag zurück. Der emeritierte Wiener Ost- und Südosteuropahistoriker Arnold Suppan hat mit drei voluminösen Bänden eine neue Reihe „Internationale Geschichte/International History“ eröffnet. Die Reihe ist vom Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen worden. Erklärtes Ziel der Herausgeber ist es, die zuletzt stiefmütterlich behandelte Diplomatiegeschichte in die neuen Entwicklungen der Kulturwissenschaften einzubetten. Diese „Internationale Geschichte“ steht demnach eher in der Tradition der Diplomatiegeschichte als im Trend der aufstrebenden Globalgeschichte.

Die von Suppan nun vorgelegten Bände „Hitler - Beneš - Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa“ lassen sich thematisch am besten von ihrem Untertitel her verstehen. Es sind die interethnischen und interkonfessionellen Konfliktgeschichten ausgewählter Kronländer der Habsburgermonarchie, die Geschichte des Ersten Weltkriegs und die interethnischen Konfliktgeschichten der späteren Zwischenkriegszeit sowie die Geschichte und Nachgeschichte des Zweiten Weltkriegs, die die Darstellung ausmachen. Die Biografien von Hitler, Beneš und Tito werden in einem ersten Teil vergleichsweise kurz abgehandelt. Aus diesen biografischen Darstellungen entwickeln sich keine weiteren roten Fäden zu einem historischen Verständnis von Konflikt, Krieg und Völkermord. Nicht im Titel vermerkt ist der Schwerpunkt des zweiten Bandes: Das hochpolitisierte Thema „Vertreibung und Erinnerung“, das hier abgehandelt wird, hatte ursprünglich den Anstoß für das Unternehmen gegeben.

Suppans Erzählmittelpunkt ist der Konflikt. Er spricht vom „Jahrhundert der Konfrontation in Ostmittel- und Südosteuropa“. Die Vorgeschichte von Völkermord und Vertreibung sei die Konfliktgeschichte der Habsburgermonarchie im 19. Jahrhundert. Zu den Stärken des ersten Bandes gehören sicherlich die Gegenüberstellung und die Verflechtungsgeschichte der politischen Konfliktkulturen in Böhmen auf der einen Seite, in Kroatien-Slawonien sowie den anderen zum Teil „südslawischen“ Gebieten der Monarchie auf der anderen Seite. Die rechtlichen, ökonomischen und sozialen Unterschiede zwischen den beiden Reichshälften werden dabei ebenso deutlich wie die unterschiedlichen Auswirkungen und Ausprägungen zweier kultureller Hegemonien, der österreichisch-deutschen und der ungarischen. In weiten Teilen lesen sich diese einführenden Kapitel wie Zusammenfassungen und Zuspitzungen der großangelegten, mehrbändigen Akademieausgabe über die „Geschichte der Habsburgermonarchie“, die nun schon seit mehreren Jahrzehnten erscheint. Zur Erklärung des Konflikts betont Suppan neben der Entwicklung eines modernen Nationalismus immer wieder wirtschaftliche Gründe. Bei einer von vornherein als Konfliktgeschichte angelegten Erzählung spielen die As-

pekte von Integration, Zusammenhalt und Ausgleich fast keine Rolle. Zwar erwähnt Suppan mehrmals, dass die Loyalitäten von Tschechen und „Südslawen“ gegenüber dem Kaiserhaus und das Zugehörigkeitsgefühl zum Gesamtstaat Österreich-Ungarn erst in der zwischen Freund und Feind, zwischen Deutschen, Magyaren und „Slawen“ polarisierenden Atmosphäre des späten Ersten Weltkriegs erodierten. Warum diese Loyalitäten trotz der facettenreichen Konfliktgeschichte des 19. Jahrhunderts so lange bestanden und warum Österreich-Ungarn so lange Bestand hatte, solche Fragen liegen jenseits des Fokus dieser Bände. Zwar zieht Suppan abschließend das Fazit, das interethnische Zusammenleben im 19. Jahrhundert sei im Vergleich zum 20. Jahrhundert „konfliktfrei“ gewesen (S.1725), aus seiner Erzählung im ersten Band seines Buches ergibt sich diese Einsicht jedoch allenfalls mittelbar.

Auch in den der Zwischenkriegszeit gewidmeten Kapiteln überwiegt das Konflikthafte und Antagonistische der politischen Kulturen in der Tschechoslowakei und Jugoslawien. Anders als bei den Kapiteln zur Habsburgermonarchie nimmt nun die Perspektive einer „Internationalen Geschichte“ größeren Raum ein. Suppan erörtert neben der Einbindung der Nachfolgestaaten in das internationale Völkerbundsystem insbesondere die Möglichkeiten, Optionen und politischen Lösungsversuche für die Wiedererrichtung größerer Wirtschaftseinheiten im Bereich des ehemaligen Österreich-Ungarns. Dabei liegt sein Augenmerk auf der geplanten deutsch-österreichischen Zollunion sowie auf tschechoslowakischen Plänen für eine Zollunion zwischen den Staaten der Kleinen Entente und den Folgen der Weltwirtschaftskrise.

Die interethnischen und interkonfessionellen Konfliktgeschichten des 19. Jahrhunderts und der Zwischenkriegszeit gehen bei Suppan nicht nur chronologisch, sondern auch mit einer gewissen kausalen Zwangsläufigkeit in die Gewaltexzesse, den Völkermord an den Juden und den blutigen Bürgerkrieg in Jugoslawien über. Suppan ist genauer Kenner des Kriegsgeschehens des Ersten und des Zweiten Weltkriegs in Südosteuropa, er lässt mit vielen Details und bemüht um Neutralität seinen Leser an den Kriegsergebnissen teilhaben und schildert zahlreiche Kriegsverbrechen. Ebenso akribisch zeichnet er die konkreten Folgen des Krieges für die Deutschen nach – als Vertreibung, Flucht und Zwangsaussiedlung. Am Ende gibt er Einblick in die politische Auseinandersetzung aus Anlass des EU-Beitritts von Tschechien und Slowenien und den damit verbundenen Streit um Erinnerung und Historisierung in Österreich um die Jahrtausendwende. Dass der Streit darüber zwischen den Historikern bis heute nicht befriedet ist und sich an Details entzünden kann, davon zeugen Suppans irritierende Fehlerlisten, mit denen er die Darstellungen seiner (post-)jugoslawischen Kollegen „korrigiert“ (S. 35 ff., 45 ff.). Vom Bild einer Nachkriegspolitik der Entrechtung und des Hasses schlägt Suppan in seinem Schlusswort die Brücke zum Gedanken einer Versöhnung und gemeinsamen Erinnerungskultur in Europa. Das wäre zu wünschen.

Meškank, Timo: Instrumentalisierung einer Kultur. Zur Situation der Sorben 1948-1989.

Domowina-Verlag, Bautzen 2014. 275 S., Abb., ISBN 978-3-7420-2300-1.

Timo Meškank is a Sorbian historian who teaches the Sorbian language and contemporary history at the University of Leipzig. As a student at the Technical University of Dresden (1985-89) and the University of Leipzig (1990-96) he experienced the end of the German Democratic Republic and its somewhat painful transformation in the post-unification period. From 1988 to 1990 he edited a student newspaper, *Serbski student* (Sorbian Student), which published a number of articles critical of the way in which socialism had developed in the GDR, and as a result he and the newspaper came under close scrutiny from the secret police. He also completed a PhD thesis at the Humboldt University in 2000 on Czech-Sorbian relations in the inter-war period, and spent a year at the Charles University in Prague in 1992-93, which explains the comparative methodology of this book. He compares the role of Czechoslovak writers and artists under Communism with that of their Sorbian counterparts, politically and artistically, and presents a more positive view of the Czechoslovaks.

This book, which was originally published in Upper Sorbian in 2011 with the title, *Kultura w službje totalitarneho režima* (Culture in the service of a totalitarian regime), reflects his preoccupation with the discrepancy between the public image projected by the Communist government of the GDR of its policy of support for the Sorbian minority in Upper and Lower Lusatia and his experience of the way in which the Sorbian institutions were used by the ruling party, the Socialist Unity Party (SED), from 1948 to 1989, as a conveyor belt (Transmissionstriemen) for the implementation of their policies. The SED's version of the Soviet nationalities policy, the institutions which supported it, and the intellectuals and writers who agreed to work within its confines, provide the major focus of this study. By 1951 the SED had taken over political control of the umbrella institution for Sorbian cultural associations, the Domowina (Homeland), which had been founded in 1912, but was banned by the Nazis in 1937. It therefore had to be refounded after 1945 in a period of intense pressure from the Soviet occupation power and from the political institutions created in the Soviet Zone. Meškank is particularly concerned with the role that writers and artists played in these institutions from the late 1940s to the collapse of the Communist regime in the autumn of 1989. Underlying this concern is the view that many of those who played leading roles during the Communist period were compromised, but they still continued to play a substantial part in the institutions after reunification.

The story of the development of the Domowina from an institution which worked for the nationalist cause of the Sorbs to one which became subordinate to the political demands of the SED has been analysed extensively by other authors such as Ludwig Elle, Edmund Pech and Peter Schurmann. What is new about Meškank's book is the emphasis on the role of the cultural and intellectual elite in this submission to political demands. His analysis of their role is not a positive one, particularly when compared with the part played by their Czechoslovak counter-

parts in the fight for 'socialism with a human face' in the 1960s. Meškank concentrates on particular figures: For example Pawoł Nedo, the head of the Domowina until its ban in 1937, who then resumed this role after 1945, having joined the KPD, later SED. He portrays Nedo as a nationalist Sorb, who is, however, forced to choose between his nationalist idealism and his commitment to the Communist cause. In 1950 he gave in to political pressure and ceded his post to the hardline Communist, Kurt Krjeńc, moved into the academic world and eventually became a professor at the Humboldt University in Berlin. Meškank believes that Nedo was typical of Sorbian intellectuals who did not realise that they could not win against the political power of the SED, but thought that they could achieve their nationalist aims by compromise. Others were convinced of the Communist cause and were prepared to use their writing or art in this cause. The prime example cited by Meškank is Měrćin Nowak-Njechorński, who openly expressed his belief in the primacy of politics over art. He regarded the role of Jurij Brězan, the leading Sorbian novelist of the post-war period, as more ambiguous: He started as a convinced socialist and member of the SED, but at certain points his criticism of the imposition of particular political decisions, which affected the Sorbs negatively, for example the changes in 1964 to the bilingual school system, was expressed openly. His clashes with the functionaries in the Domowina caused him to move the centre of his engagement in GDR institutions to Berlin. He also became the first major Sorbian writer to produce bilingual versions of his work. Despite his criticisms of SED policy, Brězan continued as an SED member until 1989 and as a vice-president of the GDR Writers' Union.

Meškank's criticism is particularly strong of those writers and intellectuals who agreed to act as informers for the secret police. He sees their motives as varied: arising from conviction, opportunism, or a desire for financial and material gain. Some who informed on their colleagues and friends in early stages of their careers, later became themselves objects of suspicion and surveillance when they espoused causes, of which the SED did not approve, such as expressing environmental concerns and criticising the impact of open cast mining in Lusatia on the ethnic substance of the Sorbs.

Meškank's conclusion is that the GDR period was a heavy one for the Sorbian minority with adverse effects, which is interesting in that the previous period from Hitler's accession to power in 1933 to the end of the Second World War was one in which the Sorbs were subject to overt oppression. A number of the writers and intellectuals, who were later prominent in the GDR, worked underground against the Nazis, particularly in Poland. Their experience of Fascism often provided the basis of their commitment to Communism. Meškank's objection to the GDR's policy and practice was that it professed to provide positive support for Sorbian culture, whilst maintaining the primacy of their political and economic goals. It is true that particular policies, such as the development of open cast mining for lignite, did lead directly to the destruction of a large number of Sorbian communities and the resettlement of the Sorbian population in predominantly German local towns. Any Sorbian intellectual or writer who refused to compromise with the political system was liable to find it difficult to develop and find expression for their work, and at worst

was subject to repressive measures, including imprisonment, although some writers, such as Kito Lorenc, did manage to maintain their political and artistic integrity. The only environment where freedom of expression as a general rule was possible was within the churches, although the secret police did manage to recruit a number of informers in both the Catholic and Protestant churches.

Meškank links the nationalities policy to the negative demographic statistics in the GDR period: The number of mother-tongue speakers declined substantially and the overall area of Sorbian settlement shrank. The GDR government refused to allow the last comprehensive demographic survey from the mid-1950s to be published, so it is difficult to establish exactly the extent of the decline. Meškank is certainly correct in his overall negative assessment of GDR policy towards the Sorbs. What is difficult to establish is how far a more democratic society would have been able to produce a more positive outcome, given the difficulties that minority cultures have experienced in a variety of political and social contexts since 1945 in their relations with majority cultures. Meškank provides a negative analysis of the role that Sorbian writers and intellectuals played in that decline. They were given greater opportunities to publish their work and to be active in Sorbian institutions, but the compromises they had to make in the process were, in Meškank's view, too high. He is also highly critical of the Domowina's submission to political control by the SED, although he does admit that it did give greater priority to cultural and linguistic activities in the latter part of the GDR, which led to a rise in its membership.

London

Peter Barker

Haas, Susan D.: Communities of Journalists and Journalism Practice at Radio Free Europe during the Cold War (1950-1995).

Publicly Accessible Penn Dissertations, Paper 869 (2013), URL <http://repository.upenn.edu/edissertations/869>

This University of Pennsylvania dissertation (262 pages) is available free of charge by download. The reviewer, who spent more than 25 years in senior positions with the American external radio stations in Munich, would like to compliment the author for her thorough grasp and interpretation of the complicated structure and functioning of the multinational broadcasting organization, which was one of the very few genuinely successful Western external radio broadcasters during the Cold War. In many respects the dissertation is also a useful supplement to the monographs published by former RFE directors A. Ross Johnson (2010) and the late James F. Brown (2013), as well as to the history of Radio Free Europe/Radio Liberty by Arch Puddington (2000).¹

Ms. Haas, a former journalist who currently teaches at the University of Pennsylvania, spent several years interviewing approximately one hundred former employ-

¹ *Johnson, A. Ross: Radio Free Europe and Radio Liberty. The CIA Years and Beyond.* Stanford 2010. – *Brown, J. F.: Radio Free Europe: An Insider's View.* 2013. Washington/D.C., 2013. – *Puddington, Arch: Broadcasting Freedom: the Cold War Triumph of Radio Free Europe and Radio Liberty.* Lexington, Kentucky 2000.

ees as well as former executives of the radios. Most of the interviews took place approximately ten years after the move of RFE/RL from Munich to Prague in 1995, which obviously and unavoidably affected the selection of available personnel. Their comments are quoted extensively and provide candid insights into the varying motives, preferences and prejudices of the interviewees. The author is also the first scholar who deals extensively with the principles and individuals involved that played a major role in the stations' Central News Department (CND), the in-house information supplier (and quasi internal news agency). This important department provided and verified much of the material used by the newscast staff of the various broadcasting departments and also, to a lesser degree, by the research department. RFE's ten-minute newscasts on the hour were the most popular and successful part of the broadcasts. Noteworthy for the reviewer were, inter alia, comments by Czechoslovak Service Director Pechacek concerning broadcast content during the tense days of the Velvet Revolution in 1989. He did not want his Service to add to the difficult internal situation in his home country and preferred factual information over opinion that could easily be misinterpreted (p.154). On the same page Haas quotes a Polish staff member who emphasized that his "first loyalty was not to the Polish or the American director, but to the Polish listener" – again evidence for why the Polish Service was the perhaps most successful broadcasting department of the organization, but also a conclusion transcending the scope of the text under review.

Rather interesting to the reviewer have been the author's findings concerning the Current Affairs Unit created within Central News around the time of the collapse of communist totalitarianism in Eastern Europe. In this context Haas reports reactions of "disdain" and "resentment" by journalists within the organization and quotes one staff member who was embarrassed to admit that "building up Havel" had become a mandatory part of his job (p. 253). Apparently Havel's invitation to the radios to move from Munich to Prague had an effect on the objectivity of RFE's journalism after 1989.

Last, but not least, the author provides evidence for and against RFE's assertion that it merely wanted to provide a "surrogate free press" for the communist-dominated societies in East Central and Eastern Europe. As has been mentioned, the Central News Department succeeded in providing factual and reliable information for the popular hourly newscasts as well as for other programming – but overall success and popularity among the listeners in home or target countries was primarily achieved by those services which emphatically editorialized and provided opinion – like the Polish and the Romanian Services. In this context, the author quotes former research head and RFE director James F. Brown, a liberal leader who was one of the architects of RFE's successes in the 1970s and 1980s. Despite his liberal world view, Jim Brown appears to have questioned the efficiency of the limited "surrogate press" concept. He thought that "people forget what the Cold War was like. It really was a war, and we were a weapon in that war" (p.35). In any case, the dissertation is a valuable source for anyone researching the internal functioning and the differing types of journalism in operation at the once Munich-based American broadcaster.

Kaška, Václav: Neukáznění a neangažovaní. Disciplinace členů Komunistické strany Československa v letech 1948-1952 [Undiszipliniert und nicht engagiert. Disziplinierung der Mitglieder der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei in den Jahren 1948-1952].

Ústav pro studium totalitních režimů/Conditio humana, Praha, Brno 2014, 292 S. (Conditio humana Monographiae 2), ISBN 978-80-87912-02-7, 978-80-905323-1-1.

Der Brünner Historiker Václav Kaška liefert in seiner zum Druck gebrachten Dissertation einen substantiellen Beitrag zur Debatte über den Charakter der kommunistischen Herrschaft in der Tschechoslowakei. Für die Untersuchung der Strategien und Praxis der Disziplinierung innerhalb der KSČ (Kommunistische Partei der Tschechoslowakei) während der sogenannten Aufbauzeit hat er Archivmaterial der Partei und ihrer Institutionen ausgewertet und um eine gründliche Lektüre der zeitgenössischen Presse ergänzt. Kaška erweitert unser Wissen nicht nur durch die Interpretation des Materials der untersten Hierarchiestufen der Partei, die bisher kaum bearbeitet worden sind, sondern auch durch die Rezeption von theoretischen und methodischen Impulsen der internationalen Kommunismusforschung. Dabei bezieht er eine überlegte und ausgewogene Position zum Totalitarismuskonzept, dem lange Zeit in Tschechien dominanten Erklärungsansatz, und scheut sich nicht, eine Reihe anregender eigener Interpretationsangebote vorzulegen.

„Undiszipliniert und nicht engagiert“ ist eine stringent aufgebaute Arbeit, die durch die geschickte Kombination von lokalen Fallstudien mit Schlussfolgerungen über den Gesamtcharakter der sozialistischen Diktaturen in der Phase ihrer Durchsetzung und Konsolidierung besticht. Kaška führt seine Leser von der Definition seines Forschungsgegenstands – Disziplinierung und Disziplin – über deren konkrete Inhalte in den normativen Parteitexten bis zur Ebene der konkreten Praxis. In den Kapiteln, die der praktischen Seite der Mitgliederdisziplinierung gewidmet sind, werden uns sowohl die involvierten Institutionen und deren Akteure vorgestellt, als auch typische Beispiele für die Verletzung innerparteilicher Normen und die Disziplinarstrafen, die mit diesen verbunden waren. Die zeitgenössische Vorstellung von einem Kommunisten und Funktionär hat Kaška anhand der Parteizeitschrift „Funkcionář“ (Der Funktionär) diskursanalytisch rekonstruiert. Die Ergebnisse dieser Analyse konfrontiert er anschließend mit der Alltagspraxis der Brünner Bezirksleitung der Partei, seinem ausführlich untersuchten Fallbeispiel.

Zentraler Erzählstrang sind die Konflikte und Aushandlungsprozesse, die sich während der Verwirklichung des Machtmonopols der Partei zwischen der zentralen, den Regional- und den Bezirksorganisationen der Partei vollzogen. Das exklusive Milieu der regionalen Parteiorgane verlässt Kaška erst im letzten Kapitel, in dem er sich u.a. mit dem Bezirk Znojmo (Znaim) beschäftigt, dessen Parteiführung dem Zentralkomitee über Jahre hinweg als problematisch galt. In diesem Zusammenhang schildert er die „zusammengebrochene“ KSČ-Grundorganisation in Slup (Zulb) bei Znojmo und das Disziplinarverfahren gegen den „unverbesserlichen“ Alkoholiker Oldřich Čech, das sich ebenfalls im Kreis Brno (Brünn) abspielte.

Ausführlicher aber befasst sich Kaška mit Otto Šling (1912-1952), dem Sekretär des Bezirksausschusses der KSČ in Brünn. Die Lebensgeschichte des ersten Mannes

der Brünner KSČ nach dem Krieg – dessen Karriere im Spanischen Bürgerkrieg begonnen hatte und über das Exil in London schließlich nach einem Monsterprozess am Strang endete – spiegelt die Paradoxien der Zeit perfekt wider. Šlings Projekt, Brünn und den Bezirk zum Modell der neuen, sozialistischen Realität zu machen, vereinte die idealistischen und utopischen Hoffnungen der Zeit und die radikal gewaltsame Praxis in sich. Zu ihm gehörten einerseits spektakuläre Kampagnen wie die Aktion „Die Jugend regiert Brünn“ im Mai 1949 und „Der Mai – Monat der Jugend“ im Jahr darauf, andererseits die rasante Kollektivierung und radikale Maßnahmen gegen den Klassenfeind, die Šling forcierte. Am Beispiel von Šlings abruptem Sturz zwischen Sommer und Herbst 1950 gelingt es Václav Kaška, die Dynamik der Konstruktion eines innerparteilichen Feindbildes einzufangen, gewissermaßen die Suche nach einem tschechoslowakischen László Rajk. Die nachfolgende Enthüllung der „verräterischen und verschwörerischen Clique Šling – Švermová – Clementis“ im Herbst 1951 endete bekanntlich mit der Verhaftung des Generalsekretärs des Zentralkomitees der KSČ Rudolf Slánský (1901-1952). Während dieser gesamten Zeit fanden auf allen Ebenen der Partei intensive Debatten statt, die zur Verurteilung einer ganzen Reihe lokaler Funktionäre „wegen diktatorischer Handlungen“ führte – in Brünn war in diesem Zusammenhang von der „Suche nach den kleinen Ottos“ die Rede.

Kaška macht mit der Analyse der Veränderungen, die die Sprache und die Rituale der Partei in diesem Prozess durchliefen, einerseits die nicht mehr beherrschbare innere Dynamik der Säuberung sichtbar. In Brünn fiel der Höhepunkt der Säuberungen in den Herbst 1951, als in einigen örtlichen Fabriken gestreikt wurde, so dass auch Themen wie wirtschaftliche Probleme Eingang in die kritische Debatte fanden. Andererseits argumentiert Kaška überzeugend mit der stabilisierenden Funktion der politischen Prozesse, die es der Partei ermöglichten, etwa die Kritik am sinkenden Lebensstandard noch einigermaßen effektiv zu kanalisieren, was auch ihre spätere Fähigkeit erklärt, die Welle spontaner innerparteilicher Kritik und Säuberung zu stoppen.

Kaškas Arbeit bildet einen hervorragenden Beitrag zur Geschichte der stalinistischen Tschechoslowakei und zu der Entwicklung hin zu differenzierteren und nüchterneren Ansätzen, die sich in der tschechischen Auseinandersetzung mit der sozialistischen Diktatur derzeit vollzieht. Bereits der Titel des Buches scheint ein Fragezeichen hinter die bisher dominante Interpretation zu setzen, womit sich der Band deutlich – und vielleicht ironisch – von der Produktion einer der beiden herausgebenden Institutionen, des Ústav pro studium totalitní režimů (Institut für das Studium totalitärer Regime), abhebt. Das Buch ist gut geschrieben und wird sicher auch eine breitere Öffentlichkeit erreichen.

Zur Methode möchte ich mir abschließend aber doch ein paar kritische Anmerkungen erlauben. Kaška bekennt sich zwar zur Geschichte von unten (S. 17) bleibt in seiner Analyse der Disziplinierung aber über weite Strecken einer Top-down-Perspektive verhaftet. Über die große Masse der Disziplinierten erfahren wir wenig – wer waren sie, welche Ämter hatten sie, wie gingen sie mit ihrer Degradierung um? Kaška deutet die Säuberungswellen überzeugend als in ihrer Wirkung zumindest mittelfristig stabilisierend. Doch die „Grenzen der Diktatur“, mit denen er operiert,

helfen nicht, die innere Dynamik der stalinistischen Prozesse zu begreifen. Darauf hat Thomas Lindenberger, den Kaška nicht rezipiert, schon Ende der 1990er Jahre hingewiesen. „Eigensinn“ und Praktiken sozialer Interaktion zu untersuchen, wie es z. B. Sheila Fitzpatrick für die Sowjetunion getan hat, wäre hier hilfreicher gewesen. Auf Fitzpatrick wird zwar verwiesen, ihr Weg, nach den Strategien der Menschen in der alltäglichen Interaktion mit dem Staat und den Auswirkungen dieser Verhaltensweisen auf das Individuum wie die Gesellschaft zu fragen, jedoch nicht beschränkt. Das ist bedauerlich, denn es hätte bei der aufregenden Suche nach den Gründen dafür, warum die Herrschaft der KSČ so lange so stabil sein konnte, obwohl ihre Mitglieder doch „undiszipliniert und nicht engagiert waren“, noch ein Stück weiter führen können.

Prag

Jaromír Mrňka

Havelková, Hana/Oates-Indruchová, Libora (Hgg.): The Politics of Gender Culture Under State Socialism. An Expropriated Voice.

Routledge, London, New York 2014, 262 S. (Routledge research in gender and politics 2), ISBN 978-0-415-72083-0 (hard cover)/978-1-315-81917-4 (E-book).

Genderverhältnisse gehörten nicht zu den Themen, die als Folge des Demokratisierungsprozesses nach 1989 in der Tschechoslowakei auf die politische und gesellschaftliche Agenda gelangten. Dies wurde zumeist mit dem Hinweis auf die lange vor der Emanzipationsbewegung im Westen erfolgte Gleichstellung der Frauen im Sozialismus und damit begründet, dass die von oben erfolgte Modernisierung in langer Sicht zu einem Geschlechterfrieden geführt hätte. Wie es Jan Matonoha in diesem Band gut auf den Punkt bringt, verweist gerade die oft vehemente Ablehnung des Feminismus als eines westlichen Imports, der in Tschechien auch von Frauen als „something uncomfortable and borderline embarrassing“ (S.162) empfunden worden sei, darauf, dass die Dinge komplizierter liegen. Die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes „The Politics of Gender“ sprechen von der „expropriated voice“, womit sie nicht nur auf das paternalistische sozialistische Emanzipationsprojekt anspielen, sondern auch die Unterordnung der Agenden von Frauen unter Ziele meinen, die als wichtiger bewertet wurden – etwa den Aufbau des Sozialismus, den „Erhalt einer gesunden Population“ oder, im dissidentischen Milieu, den Kampf gegen Unterdrückung. Sie argumentieren zudem, dass die angebliche Harmonie zwischen den Geschlechtern auf der Fortschreibung einer männlich dominierten Kultur basierte. Somit beruhe die Stille, die das Thema Gender in Tschechien umgebe, nicht zuletzt darauf, dass sich Frauen in diese Ordnung fügten, die ihre Möglichkeiten, sich zu entfalten, einschränkte. In ihren Beiträgen gehen die Autorinnen der Frage nach, wie es zu dieser spezifischen Genderordnung kam, welche Verhaltensnormen für Frauen (und Männer) in der staatssozialistischen Tschechoslowakei galten, wo und wie diese konstituiert und auch unterlaufen wurden, und orten Räume, in denen die Anliegen von Frauen in einer „profeministischen“ Sprache artikuliert wurden.

Die Stärke des Bandes liegt in der Kombination von Texten, die der Entwicklung von Familien-, Frauen- und Sexualpolitik in der sozialistischen Tschechoslowakei

gelten, Gender also als soziale Kategorie untersuchen, mit Analysen zu Gender als symbolischer Kategorie. Der sozialgeschichtlich angelegte erste Teil bietet dabei mehr als nur einen soliden Faktenrahmen für die kulturgeschichtlichen Studien des zweiten. Hana Havelková und Libora Oates-Indruchová als Herausgeberinnen fordern in ihrer Einführung, die auch einen kritischen Überblick über den Forschungsstand bietet, die Auflösung dichotomer Sichtweisen und traditioneller Periodisierungs- und Interpretationsschemata. Dies wird von Barbara Havelková aufgenommen und umgesetzt, die die Entwicklung der tschechoslowakischen Frauen- und Familienpolitik in drei Etappen einteilt. Die 1960er Jahre, in denen die zum Teil radikalen Reformen der „Aufbauzeit“ kritisch überdacht wurden, beschreibt sie als Voraussetzung der „Familienzeit“ während der Normalisierung. Im Fazit ihres dichten, thesenstarken Aufsatzes betont sie, dass der sozialistische Staat den Frauen zwar früh umfassende Rechte verlieh, dafür jedoch nie persönliche Autonomie und Wahlfreiheit, sondern stets kollektive Interessen den Ausschlag gaben. Auch von einer Neudefinition von Frauenrollen könne nicht die Rede sein, vielmehr sei das alte, mit biologisch gegebenen Unterschieden argumentativ gestützte Bild zementiert worden. Insofern nimmt es nicht Wunder, dass Männer in den Diskussionen über das Leben der Frauen nicht vorkamen und deren Probleme ausschließlich über soziale Maßnahmen gelöst werden sollten.

Die Retraditionalisierung, die hier auf der politischen Ebene konstatiert wird, zeichnet Petr Roubal auf der Repräsentationsebene anhand der Körperinszenierungen bei den Spartakiaden nach. Für die Zeit der Normalisierung beschreibt er diese als Konsensritual, mit dem Einheit, (nationale) Reinheit und eine auch auf der klaren Unterscheidung von Geschlechterrollen basierende Stabilität gefeiert wurde. Um die verschiedenen Schichten des Genderdiskurses geht es bei Libora Oates-Indruchová, die am Beispiel zweier populärer Romane aus den 1980er Jahren Ansätze für alternative Deutungen von Frauenrollen ausmacht, aber auch residuale Diskurschichten ortet, die nach 1989 zur Etablierung eines alt-neuen Ideals von Männlichkeit beitrugen. Für die Zeit des späten Sozialismus charakterisiert sie die Grenzen akzeptabler Männerrollen als extrem eng gesteckt, was in besonderem Maße für Homosexuelle galt. Der staatliche Umgang mit Homosexualität war, wie Věra Sokolová ausführt, von der Spannung zwischen emanzipatorischen Ansätzen, paternalistischer Umsetzung und einer konservativen Grundhaltung geprägt, die im Alltag letztlich dominant blieb. Zwar wurde Homosexualität deutlich früher entkriminalisiert als im Westen, doch waren nicht-heterosexuelle Lebensweisen länger unsichtbar. Die Anpassung an die Lebensentwürfe der heterosexuellen Mehrheit schien selbst den Experten, die sich für die Straffreiheit gleichgeschlechtlicher Sexualität stark gemacht hatten, die beste Strategie im Umfang mit der „Abweichung“ zu sein.

Im letzten Aufsatz des Bandes über den Film „Kopytem sem, kopytem tam“ (Ein Huf hierhin, ein Huf dorthin/A Tainted Horseplay) führt Kateřina Kolářová eine ganze Reihe dieser Motive zusammen und weit über eine Analyse des Films im engeren Sinne hinaus. Sie interpretiert Věra Chytilová's AIDS-Drama von 1988, das von der zeitgenössischen Kritik als Parabel auf die Moral- und Bindungslosigkeit der Jugend aufgenommen wurde, als Beitrag zu der im Stil der Perestrojka geführten Diskussionen über den Charakter der sozialistischen Gesellschaft. Kolářová zeigt,

dass sich unter der Oberfläche der vermeintlichen Ereignislosigkeit des späten Sozialismus gewaltige ideologische Bemühungen um die Wiederherstellung des gesellschaftlichen Konsenses vollzogen, zu dessen Kern auch Frauen- und Männerrollen und Geschlechterbeziehungen gehörten. Wie schon Paulina Bren und andere betont haben, war das Private das eigentlich Politische der Normalisierungszeit, der Raum, in dem sich der Staatsbürger verwirklichte. Das machte die Forderung plausibel, die von Krankheit und Niedergang bedrohte Gemeinschaft über authentische Intimität und wahre Liebe zu retten. Selbstredend wurde dabei von einem heteronomen Konsens ausgegangen. Kolářová legt in „Kopytem sem, kopytem tam“ aber auch Schichten der herrschenden „moral panic“ frei, die nicht offen artikuliert werden konnten, wie das Fehlen männlicher Subjektivität, das über das selbstzerstörerische (Sex-)Leben der Protagonisten kommuniziert wird.

Männer wie Frauen, so könnte man die Thesen des Bandes zusammenfassen, wurden auch in der sozialistischen Tschechoslowakei in einschränkende, unbefriedigende Geschlechterrollen gezwungen. Die Deutungsmuster, mit denen sie diese adaptierten und lebten (hierzu die Analyse von Kateřina Záborská), sind von der Forschung oft tradiert worden. Gerade weil der Band das Bild der Harmonie zwischen starken Frauen und zahmen Männern hinterfragt, das auch feministische Autorinnen für die Tschechoslowakei gepflegt haben, wünscht man ihm eine Übersetzung ins Tschechische. Denn er zeigt, dass die Gründe für den Roll-back in den Geschlechterbeziehungen nach 1989 nicht allein in der Abgrenzung vom Staatssozialismus zu suchen sind, sondern tiefer liegen und es somit durchaus Anlass für eine Auseinandersetzung mit der Genderordnung des tschechoslowakischen Sozialismus und ihrem Fortwirken gibt.

München

Christiane Brenner

Plato, Alexander von/Vilímek, Tomáš in Verbindung mit Filipkowski, Piotr und Wawrzyniak, Joanna: Opposition als Lebensform: Dissidenz in der DDR, der ČSSR und in Polen.

LIT Verlag, Berlin, Münster 2013, 569 S. (Das andere Osteuropa. Dissens in Politik und Gesellschaft, Alternativen in der Kultur (1960er-1980er Jahre), (Beiträge zu einer vergleichenden Zeitgeschichte 2), ISBN 978-3-643-11183-8.

Biografische Quellen erlauben ein ganz spezielles, persönliches und stark subjektiv geleitetes Herangehen an historische Ereignisse und Epochen. Doch während sie immer leichter zugänglich werden, weil vermehrt Zeitzeugen in wissenschaftlichen Projekten befragt werden und zugleich die Biografisierung unterschiedlicher Medienformate zunimmt, steht die Masse an verfügbaren Oral-History-Interviews in einem starken Ungleichgewicht zu den Ergebnissen der Analyse. Dass aus der Fülle von Erinnerung übergeordnete Muster und Strukturen herausgelesen werden können, scheint häufig übersehen zu werden. Welches Potential hier steckt, erweist der umfangreiche Band „Opposition als Lebensform“, der aus dem Forschungsprojekt „Das andere Osteuropa – die 1960er bis 1980er Jahre. Dissens in Politik und Gesellschaft, Alternativen in der Kultur“ an der Forschungsstelle Osteuropa in Bremen hervorgegangen ist. Sein deutsch-tschechisch-polnisches Autorenteam setzt

auch hinsichtlich Methodik und Analyse neue Akzente, indem es einen transnationalen Zugang zu den Lebensgeschichten, -entwürfen und -formen von Dissidenten in der DDR, Tschechoslowakei und Polen sucht.

Die Interviews, die den Untersuchungen zugrunde liegen, wurden nur in Einzelfällen eigens für die Publikation aufgenommen, sie stammen aus verschiedenen Projekten und Entstehungszusammenhängen. So haben die Autoren die Gespräche in vielen Fällen auch nicht selbst geführt, sondern zum Teil von den zahlreichen Kooperationspartnern wie dem Prager Institut für Zeitgeschichte oder dem Zentrum „Karta“ in Warschau übernommen. Solch eine Sekundäranalyse hat Vor- wie Nachteile: Einerseits ermöglicht sie den Vergleich einer viel breiteren Palette an Material als das eines einzelnen Wissenschaftlers und erweitert damit die Möglichkeiten einer transnationalen Herangehensweise. Andererseits gehen viele Hintergrundinformationen – die „weichen“ Daten – zu den Erhebungssituationen, zu Settings, Sympathien und vielleicht auch Sentimentalitäten – verloren. So wirken denn auch die biografischen Skizzen, die je nach Autor mal länger, mal kürzer ausfallen, teils lexikonartig nüchtern, teils sehr vertraut. Alexander von Plato beispielsweise, der die DDR-Dissidenten im ersten Teil des Buches behandelt, hat die meisten Interviews selbst geführt, manche Gespräche sind im Lauf von Jahren entstanden. Die recht ausführlichen biografischen Skizzen, die er seinem Beitrag voranstellt, hat er von den Erzählern autorisieren lassen, folglich sind sie – auch sprachlich – sehr nah an den Personen (etwa wenn es heißt, Ulrike Poppe und Bärbel Bohley seien „im Knast“ gewesen oder dass „Hanne“ (Wandtke) ihrem Mann gefolgt sei).

Doch stehen nicht die einzelnen Biografien im Zentrum, vielmehr geht es den Autoren um die Diskurse, die in den dissidentischen Kreisen der drei Länder geführt wurden, und um „Opposition als Lebensform“. Quantitativ besteht zwischen den Länderstudien zur DDR, der Tschechoslowakei und Polen ein starkes Ungleichgewicht, das sich aber mit dem jeweiligen Herangehen erklären lässt: So widmet sich von Plato einer Reihe von Fragen, die er an umfangreichem Material aus seiner Interviewtätigkeit beantworten kann. Er beschränkt sein Sample zudem nicht auf die „klassischen“ Dissidenten, sondern gibt auch Personen eine Stimme, denen bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde: Etwa den Kritikern innerhalb der SED oder den Oppositionellen, die Ende der 1980er Jahre in die Blockparteien eintraten. Insgesamt 31 Personen, die im Rahmen von zwölf Projekten zwischen 1987 und 2010 befragt wurden, stehen im Mittelpunkt seiner Analyse, die zum Teil über die historische (und lebensgeschichtliche) Zäsur von 1989 hinaus reicht. Die Themen, die er unter der Überschrift „Revolution in einem halben Land“ auf 250 Seiten behandelt, betreffen eine immense Bandbreite von der Frage nach der Literatur, die man gelesen hat, über die Wirkung des „Prager Frühlings“ auf die Oppositionellen in der DDR bis hin zur Bedeutung des Zeitpunkts der Politisierung für eine generationelle Zuordnung, der von Plato neben der Typologisierung der Akteure und den Vergleichsansätzen zur tschechoslowakischen und polnischen Opposition viel Aufmerksamkeit schenkt.

Tomáš Vilímek zeichnet nach einer knappen Vorstellung aller 24 im Mittelpunkt stehenden Oppositionellen (auch er schöpft neben selbst geführten Interviews aus älteren Projekten) sowie einer detaillierteren Einsicht in die Lebensgeschichten von

sechs Personen eindrücklich den „Weg in den Konflikt“ (S. 326) in seiner Vielschichtigkeit nach. So sei meist nicht ein einzelner Faktor dafür verantwortlich gewesen, dass sich jemand gegen das Regime stellte. Motivierend waren neben der Kirche und den Familien (ob nun kritisch oder konform) auch die Freunde, Erfahrungen mit Repressionen gegen Familienmitglieder, die Friedensbewegung oder eine (meist über Verwandte hergestellte bzw. aufrecht erhaltene) Nähe zum Westen. An diesen Punkten wird deutlich, dass im Fall der ČSSR vieles anders war als in der DDR, in der sich etwa die Friedensbewegung besonders stark aus der Erfahrung der NS-Vergangenheit speiste. Aufschlussreich ist vor allem der letzte Teil seines Beitrages, in dem er nachzeichnet, wie ostdeutsche und tschechoslowakische Dissidenten sich gegenseitig wahrnahmen und welche Folgen dies hatte. Entwicklungen wie die Charta 77 veranlassten die Oppositionellen in der DDR dazu, so Vilímek, sich auf ähnliche Art mit der eigenen Situation zu befassen. Dadurch habe man in Ostdeutschland dann umso stärker die durch die Abschiebep Praxis fehlende Kontinuität des Dissenses wahrgenommen. Als es in den 1980er Jahren zu einer intensiveren Zusammenarbeit zwischen Prag und Ost-Berlin gekommen war, wurden Samizdat-Publikationen ausgetauscht und persönliche Kontakte geknüpft, was sich 1989 als nützlich erweisen sollte. Diese verschränkte Analyse der beiden Texte von Vilímek und von Plato zeigt vor allem die Verwobenheit, das Maß an Kontakt und an gegenseitiger Unterstützung. Durch die vorangestellten Biografien und die anschließende Analyse, die in den beiden Beiträgen teilweise vergleichend vorgeht (also die Interviewpartner des jeweils anderen mitberücksichtigt), kommt es hier und da zu Redundanzen, was angesichts der Vielzahl der auftretenden Akteure allerdings eher als hilfreich denn als störend wirkt.

Der deutlich kürzere Beitrag von Piotr Filipkowski und Joanna Wawrzyniak unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von den beiden vorherigen Studien: Ihnen dient die Stadt Posen als „besonderes Laboratorium“ (S. 496) für ihre Fallstudie. In diesem begrenzten lokalen Rahmen werden die den einzelnen Biografien übergeordneten Prozesse deutlich erkennbar. Die Autoren untersuchen eine kleinere Gruppe von Dissidenten, deren Weg vom im kulturellen Bereich geäußerten Ungehorsam zu oppositionellem Engagement führte. Anders als den beiden vorherigen Studien waren ihre oppositionellen Zeitzeugen weniger prominent und ihre generationelle Zugehörigkeit war homogen: Es handelte sich um Personen, die in den 1970er Jahren in das Erwachsenenleben eingetreten waren. Besonders überzeugend gelingt es den Autoren, mithilfe der Interviews aufzuzeigen, wie sich die „Opposition als Lebensform“ konkret darstellte: Welche Identitäten, welches Charisma, welcher Habitus die Akteure prägten, welchen Lebensstil sie verfolgten, wie sie sich und ihre Umwelt wahrnahmen und organisierten. Im Gegensatz zu den beiden anderen Autoren stellen sie die biografischen Skizzen an das Ende ihrer Analyse. Ihnen gelingt es, durch die Beschränkung auf ein eng umrissenes Feld und wenige Personen (es sind nur elf) eine dichte Beschreibung des damaligen Milieus zu liefern, das subtile Einblicke in die Alltagswelt der Interviewten gewährt. Auch sie verfolgen vor allem die Frage, welche Wege in die Opposition führten. Ihre Interpretation lässt weitere Erklärungsmöglichkeiten zu, wie sich etwa Autorität und Charisma bestimmter Persönlichkeiten auswirkten, mit denen man in Berührung kam.

Der grenzüberschreitende vergleichende Blick zeigt neben den Überschneidungen auch die Besonderheiten und Einzigartigkeit der jeweiligen Oppositionen bzw. Oppositionellen auf: Die Bedeutung der evangelischen Kirche oder der Blockparteien und die Bindung an die westdeutsche Teilnation etwa für die DDR, den Stellenwert des „Prager Frühlings“ für das Erstarken zivilgesellschaftlichen Engagements oder die Diskussion über die Rolle der Partei in der ČSSR und schließlich am Beispiel der Posener Dissidenten die Relevanz lokaler Verortungen und Freundschaften sowie die Wurzeln in der subversiven Kultur (und weniger im Katholizismus). Für die Analyse der Interviews machen alle vier Autoren auf überzeugende Weise das Konzept der Generation fruchtbar. Es gelingt den Autoren, mittels des Zugangs über einzelne Biografien Aufschluss zu geben über die politische Kultur in Räumen, die sich politischer Kontrolle entzogen bzw. zu entziehen versuchten. Nebenbei zeigt sich dabei erneut die Relevanz einer Oral History für das Aufbrechen des Bildes der homogenen sozialistischen Gesellschaften, indem sie mit den Stimmen der Akteure multiperspektivisch die Bedeutung der „Lebensform Opposition“ nachvollziehbar macht.

Mainz

Sarah Scholl-Schneider

Doellinger, David: Turning Prayers into Protests. Religious-Based Activism and its Challenge to State Power in Socialist Slovakia and East Germany.

Central European University Press, Budapest 2013, 304 S., ISBN 978-615-5225-78-9.

„Turning Prayers into Protests“ von dem amerikanischen Historiker David Doellinger ist ein Vergleich zweier scheinbar sehr unterschiedlicher Strömungen des christlichen Aktivismus im sogenannten Ostblock ab Ende der 1970er und vor allem während der 1980er Jahre. Zwar liegt das Hauptaugenmerk auf der Entwicklung in der sozialistischen Slowakei und der DDR, doch wird über einen Exkurs auch der polnische Kontext gestreift, der ein Beispiel für den starken religiösen Aktivismus in der Region bildet. Das Buch spiegelt das wiedererwachte Interesse am Thema Staat und Religion im Kontext autoritärer Regime im Osteuropa des 20. Jahrhunderts wider, das sich nicht nur in den Historiografien beider Länder zeigt. Doellingers Arbeit hebt sich von anderen Studien zu dieser Problematik durch seinen konsequent komparativen Ansatz und durch die Fokussierung auf die Initiativen der „gewöhnlichen Leute“ (im Original grassroot movement) ab, die wichtige Träger von Veränderungen waren. Diese Perspektiven haben sich in der Quellenauswahl wie in der Struktur des Buchs niedergeschlagen.

Der zentrale Begriff, der sowohl die grundlegenden Forschungsfragen strukturiert, als auch das Narrativ der Studie ist der Raum. Dieser Terminus ist für den Autor eine wichtige analytische Kategorie, ein imaginäres Raster, mit dem er bestimmte soziale Aktionen wie verschiedene weitere Formen des Aktivismus identifiziert, teils mit wichtigen gesamtgesellschaftlichen Implikationen. Daher sind die einzelnen Kapitel der Suche bzw. der Konstruktion und der Expansion von Raum gewidmet: Das reicht von der geografischen Dimension – z.B. den für die katholische verborgene Kirche wichtigen Wallfahrtsorten oder Lokalitäten, die die evange-

liche Kirche für die Montagsdebatten zur Verfügung stellte – bis zu diskursiven Räumen in den legalen Printmedien und im Samizdat.

Eine weitere Analyseebene stellt die der einzelnen historischen Akteure dar, welche ebenfalls aus der Perspektive des Raumes betrachtet werden. Auf der einen Seite untersucht Doellinger, wie einzelne Aktivisten den Raum kontrollierten, wie sie sich in ihm bewegten, wie sie sich bemühten, ihn zu schützen und auszuweiten, und auf der anderen Seite spürt er der Frage nach, welche Auswirkungen dieses Verhalten auf die Gesellschaft als Ganzes hatte und wie dies zu den Revolutionen in beiden Ländern im Jahr 1989 beitrug.

Das grundlegende Kriterium jedes Vergleichs ist es, Phänomene zu finden, die bestimmte, zumeist strukturelle Übereinstimmungen aufweisen, Ähnlichkeiten haben und zugleich unterschiedlich genug sind, um produktiv für die Analyse zu sein. Doellinger hat sich für den Vergleich zweier Strömungen entschieden, die sehr eng mit den Kirchen verbunden sind: der verborgenen Kirche in der Slowakei und Initiativen, die unter dem Dach und Schutz der protestantischen Kirche der DDR wirkten. Beide Gruppen waren christlich, beide repräsentierten in ihrer Umgebung die dominante Konfession und beide waren dem ideologischen und politischen Druck vonseiten der Machthaber ausgesetzt. Die vergleichende Perspektive ermöglicht es dem Autor nicht nur, die Entwicklungen in beiden Ländern strukturell wie chronologisch gegenüberzustellen, Analogien und Differenzen, d.h. kulturhistorisch bedingte Besonderheiten beider Länder zu verdeutlichen, sondern vor allem auch, die Aussagekraft seiner Forschungsergebnisse auf theoretischer Ebene zu erhöhen und die allgemeine Bedeutung einiger ihrer Grundlagen zu zeigen.

Das bedeutsamste Ergebnis von Doellingers Analyse ist, dass er weitere wichtige Gemeinsamkeiten sichtbar macht, die sich nicht auf den ersten Blick offenbaren. Denn unabhängig von ihrer Vorgeschichte erlebten beide Strömungen ab Ende der 1970er Jahre eine Wiederbelebung Auge in Auge mit der politischen Macht, die sich zwar selbstbewusst und monolithisch gab, aber längst von Erosionserscheinungen gezeichnet war. Individuelle Akteure wurden zunächst im Rahmen halblegaler, d.h. im Grunde tolerierter und nichtöffentlicher Räume aktiv. Diese waren wichtige Ausgangsorte sich weiter ausbreitender Aktivitätsfelder. Im Laufe der 1980er Jahre entwickelten sich diese Räume, die ursprünglich von einem engen Kreis von oft durch persönliche Bande verbundenen Aktivisten definiert worden waren, zu Plattformen des Massenprotestes. Hier wurden nonkonforme Ansichten geäußert, Wünsche formuliert und es wurde öffentlich Kritik an der sozialen Realität geübt. All das konnten die Machthaber immer schwerer kontrollieren und schließlich mündete der Protest in Demonstrationen, an denen Tausende teilnahmen, und trug zur Revolution von 1989 bei.

Gegenüber diesem hier kurz zusammengefassten Schluss, der die stärkste Passage des Buches darstellt, fallen die zwei anderen Erzählstränge deutlich ab – sie hätten ein ähnlich hohes Niveau des Vergleichs und der Interpretation verdient gehabt. Die Fallstudie, die sich mit verschiedenen Aktivistengruppen befasst, die Leipziger Pastoren unter ihren Schutz nahmen, beweist vor allem, wie stark die institutionalisierte evangelische Kirche in der DDR von innerer Zensur bestimmt war. Diese Tatsache war eine Folge der spezifischen Entwicklung im Verhältnis zwischen der

ersten Führungsgeneration in der DDR und den kirchlichen Hierarchien, die, im Unterschied zur katholischen Kirche in der Tschechoslowakei und insbesondere in der Slowakei, Freiräume hatten, um die sie fürchten mussten. Vor diesem Hintergrund erscheinen die Gründung und die Aktivitäten der verborgenen Kirche in der Slowakei als Versuch, einen Raum gänzlich außerhalb der Kontrolle durch die Partei zu schaffen, der von dem Wunsch angetrieben wurde, die primäre Funktion der Kirche aufrecht zu erhalten, d. h. den Kult und die spirituelle Dimension der christlichen Gemeinschaft. In der DDR dagegen entstand neuer Raum im Rahmen der existierenden Strukturen. Während in der Slowakei Geistliche wie der heimlich geweihte Bischof Ján Korec oder der Priester Vladimír Jukl eine wichtige organisatorische Rolle spielten oder sogar als Hauptträger des Aktivismus fungierten, kam für den kirchlichen Aktivismus in Leipzig den Laien die Schlüsselrolle zu.

Die Hauptthese des Buches wäre noch überzeugender, hätte der Autor die Rolle der politischen Machthaber ein wenig deutlicher herausgearbeitet. So fehlt zum Beispiel eine Auseinandersetzung mit der Frage, als wie gefährlich die KSČ bzw. die KSS und die SED die kirchlichen Bewegungen in den 1980er Jahren erachteten, wie Parteiexperten diese bewerteten und wie der Staatsapparat reagierte (oder zu reagieren versuchte), als die Situation begann, außer Kontrolle zu geraten. Auch das leicht asymmetrische Quellenkorpus, das als Grundlage des Vergleichs dient, muss mit Fragezeichen versehen werden. Während für die Slowakei die verborgene Kirche als Ganzes Gegenstand der Analyse ist, ist dies im Fall der DDR nur eines der zahlreichen Zentren des religiösen Aktivismus, nämlich die in Leipzig entstehende Bewegung. Auch würde es sich lohnen zu diskutieren, wie stark sich die Ergebnisse des Vergleichs verändern würden, nähme man auf der tschechoslowakischen Seite nicht die katholische geheime Kirche, sondern etwa die Hussitische Kirche als Beispiel.

Schließlich ist festzustellen, dass das Buch die historiografische Debatte über die kirchlichen Bewegungen in beiden Ländern ein großes Stück voranbringt. Zudem wendet es theoretische Ansätze, die sich mit dem sozialen Raum beschäftigen, gelungen an und entwickelt diese weiter. Zusätzlich macht Doellinger klar, dass nicht allein die Dissidenten und die politische Opposition den Fall der kommunistischen Regime vorbereitet haben, sondern auch die Religion als Institution und geistige Strömung eine wichtige mobilisierende Funktion hatte und so zu den Momenten beigetragen hat, die dem Jahr 1989 den Weg bereiteten. Unterschätzt werden sollte auch nicht, wie wichtig es ist, die Kirche – Geistliche und Laien – als Akteure in der Geschichte des Staatssozialismus zu zeigen. Denn in vielen wissenschaftlichen Arbeiten dominiert nach wie vor das Narrativ einer passiven Kirche, die gegenüber dem Regime und der herrschenden Partei nur die Rolle des Märtyrers spielte. Das Buch ist daher nicht nur Experten auf dem Gebiet der Kirchenentwicklung zu empfehlen, sondern auch Historikern, die sich mit der Zeit der letzten Phase der sozialistischen Regime in Ostmitteleuropa beschäftigen. Für sie und eine breitere Leserschaft ist das Glossar sicher nützlich, in dem die im Text verwendeten Institutionen erklärt werden.

Kaiser, Daniel: Disident. Václav Havel 1936-1989.

Paseka, Praha, Litomyšl, 2009, 276 S., ISBN 978-80-7432-012-5.

Kaiser, Daniel: Prezident. Václav Havel 1990-2003.

Paseka, Praha, Litomyšl, 2014, 317 S., ISBN 978-80-7432-518-2.

For someone who lived one of the most interesting lives of the twentieth century, Václav Havel by his own admission was not very good at recounting it. He attributed this in part to the nature of his memory, which organized events into either very general impressions or very fragmented episodes, neither of which would support a steadily-unfolding, full-bodied autobiography. Similarly, while he showed that he could write in a large number of genres (nine, on David Danaher's count, in Reading Václav Havel), narrative prose was never one of them, as he acknowledged in his early recognition of Bohumil Hrabal's talent. Perhaps the greatest obstacle was his conviction that all his life he was supposed to be, like the mediums his grandfather consulted at séances, acting as a conduit for ancient and ineffable truths, things he often felt clearly but struggled to find the right words to express. He was able to provide the highlights of his life in long interviews to journalists such as Antonín J. Liehm, Jiří Lederer and Karel Hvizďala, but wrapped them in thick commentary on what he saw as their deeper meaning, which, in the case of his quasi-memoir of his years in the presidency *Prosim stručně* (Please Be Brief), resulted in a disjointed and dissatisfying crumpled page.

So it has fallen to others to tell Havel's story in more straightforward ways, and since he left the presidency in 2003 several Czechs have been willing to have a go. To do justice to every angle of Havel's 75 years is a challenge, so the authors have tended to play to their strengths and accentuate certain aspects or times: Pavel Kosatík wrote a group portrait of the young Havel's first literary circle,¹ Martin C. Putna traced the development of Havel's thought with special reference to Czech and American influences,² and Jiří Suk covered the 1975-89 period.³ All three succeeded admirably.⁴

In the two volumes reviewed here, Daniel Kaiser, a journalist with the daily newspaper *Lidové noviny* and online weekly *Echo*, focuses on Havel in the two personae of dissident and president. His lucid, sober narrative is richly informed by interviews with Havel (in 2008-9) and a huge cast of Havel's friends, colleagues and a few rivals; by primary sources such as private correspondence, police and prison files and presidential memos; and by the full secondary literature in Czech. The result is an indispensable overview of Havel as a public actor, as someone who from adolescence

¹ *Kosatík, Pavel: "Ústně více". Šestatřicátníci ["More in person". The Thirty-Sixers].* Brno 2006.

² *Putna, Martin C.: Václav Havel: Duchovní portrét v rámu české kultury 20. století [Václav Havel: An intellectual portrait in the context of twentieth-century Czech culture].* Praha 2011.

³ *Suk, Jiří: Politika jako absurdní drama [Politics as an absurdist drama].* Praha 2013.

⁴ See the review of Suk in *Bohemia* 53 (2013) H. 2, 493-495.

felt driven to be, in the words of the poet Jan Zábřana, ‘constantly organizing something, chasing something down, putting someone together with someone’. Before 1968, this was not so much politics as what Havel called *političnost*, ‘perception of the problems of a person as a member of a human polis’, which he explored through critical essays, his early plays and involvement in periodicals such as *Tvář* and the inner workings of the writers’ union. From 1968 onwards, it became politics outright, which (as Kaiser notes in the second volume) for Havel meant a struggle for the moral improvement of society rather than the competition or mediation of differing interests and preferences.

Among the many moments on which Kaiser sheds new light through his journalistic sleuthing are the risky contact with émigré publisher Pavel Tigríd in the mid-1960s; the police bug found in the Havel flat in 1969 (Havel had been tipped off about it before staging its ‘discovery’, which he wrote up for the weekly *Listy*); his first experience of captivity in 1977 and deliberation over whether to emigrate in 1979; his post-prison status as a dissident celebrity, recruiting a team of aides and fixers; the transition of some of that team into the presidential administration in 1990, with particular attention to the trio of Jiří Křížan, Saša Vondra and Michael Žantovský (whose own biography, *Havel: A Life*, is also very revealing of the early presidency); Havel’s periodic disputes with the foreign ministry (especially during the Social Democratic minority cabinet of 1998-2002); the background to his 1997 Rudolfinum state of the union/re-election speech; and speculation that Vlastimil Tlustý, the parliamentary faction leader of Václav Klaus’s Civic Democratic Party (ODS), inspired the character of Vlastík Klein in Havel’s last play, *Leaving* (although I would contend that, given Havel’s fondness for ironic surnames, he also had Stanislav Gross of the Social Democrats in mind).

The two volumes stand apart in significant ways. The first is largely the story of Havel’s striving to overcome his family’s double isolation (owing to its interwar privilege and then postwar downfall) by creating or joining collectives that would give him a sense of connection to Czech society. As Kaiser astutely observes, Havel had a strong Czech identity but rarely lived an ordinary Czech’s life: compared to most countrymen he either enjoyed far greater comfort (such as during his first ten years before the Communist takeover, in middle age when foreign royalties from his plays made him relatively wealthy and then in old age when restitution of confiscated property made him very wealthy), or he was far worse off, with a disrupted and incomplete education, episodes of house arrest, prison, calumny in the Communist press and – after 1989 – the prurient prying of the tabloids. Only in the early 1970s, when he and his first wife Olga spent a few years in apolitical resignation fixing up their farmhouse at Hrádeček, did he lead something approximating the existence of a normal, ‘normalized’ Czech, and it made him miserable.

The second volume reverses the dynamic and is about the throngs of people who wanted to belong to the new president; the narrative becomes very much that of the ‘collective Havel’ rather than the individual himself. For those too young or too forgetful to have memories of the 1990s, Kaiser gives all the necessary background, but that means a lot of political history in which Havel was but one of dozens of actors, and already by October 1990 was becoming one of the less powerful ones. We see

Havel applying himself with special vigour as president of Czechoslovakia to questions such as the survival of the federation or relations with Germany, both of which caused him disappointment; only the pursuit of NATO membership received the same degree of commitment once he became president of just the Czech Republic.

The second volume also marks a change in tone, as Kaiser's attitude to his subject cools. In *Disident*, the author assures us his approach would be objective but not conceal his view of Havel as a 'positive hero of Czech history' (p. 7). By the time *Prezident* reaches 1997, however, it is clear that author feels that Havel had run his course and had nothing more to offer from the president's seat. It was, in Kaiser's view, a mistake for Havel to seek another term as he struggled with ill health, a controversial second wife and a diminishing sense of purpose. For Havel personally, that last term was indeed not worth the toll it took on his welfare: Kaiser cites splenetic internal memos that Havel dictated, such as in the dark days of 1999 when he felt under-appreciated and over-scheduled. (In general, the memos Kaiser cites are far more revealing than the ones Havel sampled in *Prosím stručně*.) Havel's determination to be a human-rights hawk by lending his authority to George W. Bush's invasion of Iraq, and his belief that he could reconcile the forces of transnational capitalism and opponents of globalization by hosting a World Bank/IMF summit in Prague, were horrific errors of judgement. It would have been very tempting for Havel to leave the Castle in 1998, in a gesture of disgust with the party system, tunneled-out capitalism and 'foul mood' of the country, much as he had seen Jan Werich quit the ABC Theatre in 1960 in a funk of poor health and bad reviews.

What is more contentious is Kaiser's implication that Havel's last term was also bad for the political system and the country. His description of the Rudolfinum address that kicked off Havel's re-election bid as 'his worst ever presidential speech' (p. 224) is too severe; one could fault Havel more for times when, tired of the speech-writing treadmill, he slipped into lazy formulas or national myths. Kaiser reproduces the oft-heard claim that by helping defeat the electoral reform act that ODS and the Social Democrats were pushing in 2000, Havel condemned the political system to the tyranny of the minor parties, which contributed 'to the decline of the reputation of democracy in the Czech Republic' (*Prezident*, p. 259). Although the country has had crises of coalition formation and instability, they are not automatically the fault of the electoral system (which is far from strictly proportional), nor is it necessarily those crises that caused the greatest damage. Almost all of the incidents most harmful – the big bribery scandals, misuse of European Union regional funds, association with shady lobbyists and mafiosi, culminating in President Klaus's questionable amnesties and a police raid on the prime minister's office – have come courtesy of the two major parties which, had Havel not referred their bill to the constitutional court, would have been able to govern alone on manufactured majorities.

Another tendentious claim is Kaiser's assertion that in the twilight of his presidency Havel lurched into a harebrained ecologism, which led him to make embarrassingly outdated or unsupported statements about the environment. Even if Havel was not always in command of the best statistics, his 'green turn' was not a radical departure from statements he made in his earlier presidency, at a time when – on Kaiser's telling – he was more properly putting his weight behind the transformation

strategy of the Klaus governments. If anything, the natural world as a philosophical and political problem had a constant presence in Havel's thought from his adolescent pantheism to the 1980s influence of Václav Bělohradský and the Kampademy into the presidential years (as shown in Putna's book). At times it receded, but at others – such as in his 1994 address in Philadelphia – it was front and centre.

Together these two volumes are as complete an account we could hope for of Havel as a prominent figure in modern Czech political history, and will long be an essential work of reference. But they are not a biography of Havel in the full sense, of a man who was at heart a poet, culture critic and film director *manqué*. We hear Havel speak through his letters and memos, less so through his more thoughtful and stirring works. With the story told in Kaiser's (mostly) neutral tone, there is a risk that if we focus only on his mixed record as a man of action, we will lose sight of what made Havel exceptional – the only Soviet-bloc dissident apart from Poland's Adam Michnik to become a global public intellectual after 1989, and only the fourth European to be commemorated with a bust in the US Congress. After all, other Czech dissidents had biographies just as full of drama and courage, and often more outrageous private lives; other Czech writers were just as, if not more talented; other Czech politicians were definitely more skilful and effective. It is the combination of all the aspects of Havel, and of the 'collective Havel', that sets him and his story apart. For that reason, we must read Kaiser, but keep within reach Kosatik, Putna, Suk, Žantovský, Danaher, and Havel himself.

Des Moines

Kieran Williams

Dalberg, Dirk Mathias: Der „Versuch, in der Wahrheit zu leben“: Václav Havels Politikbegriff und politische Strategie in den Jahren 1969 bis 1989. Über herkömmliche, technische, nicht- und antipolitische Politik.

ibidem Verlag, Stuttgart 2014, 174 S., ISBN 978-3-8382-0473-4.

Hinter dem barocken Titel verbirgt sich ein Beitrag des im ostböhmischen Pardubice wirkenden deutschen Politikwissenschaftlers zur inzwischen recht umfangreichen Václav-Havel-Literatur. Es ist dabei entschuldbar, dass der Verfasser darauf verzichtet, Havels eigentliches, nämlich belletristisches (bzw. dramatisches) Œuvre vorzustellen: Analog hat man versucht, aus Goethe oder Thomas Mann politische Theoretiker zu machen. Dalberg spart aber auch die konkreten Anlässe und das soziale Umfeld weitgehend aus, das Havels unpolitisch-politische Stellungnahmen provoziert hat, sodass sich der Eindruck schulmeisterhafter Theorie aufdrängt, die auf andere ebenso trockene Theorie reagiert. Havel war ein hochintelligenter, einfallreicher Intellektueller, der in existentieller Bedrängnis immer wieder klarsichtige Situationsanalysen formulierte und ad hoc „Was-tun“-Programme entwarf; aber er war weder Schulphilosoph noch Politologe und kann adäquat nur aus dem Zusammenhang seines Dissidentenlebens verstanden werden. Dieses ist unlängst auf hervorragende Weise von Jiří Suk dargestellt worden.¹

¹ Suk, Jiří: *Politika jako absurdní drama. Václav Havel v letech 1975-1989* [Politik als absurdes Drama. Václav Havel in den Jahren 1975-1989]. Praha 2013.

Dalberg geht zwar kursorisch auch auf diese Hintergründe ein, ebenso wie auf die diesbezügliche Literatur (sein Quellen- und Literaturverzeichnis umfasst nahezu 30 Seiten), doch sind seine Formulierungen oft ungenau, um nicht zu sagen schlampig („Objekt“ der Wahrheit statt „Subjekt“ [S. 38]; und was soll „Angst im globalen Sinn“ sein? [S. 39]). Havels Analysen der „normalisierten“ Gesellschaft sind zweifellos brillant; seine Begrifflichkeit aber war zeitgenössischen Diskursen entnommen und beanspruchte weder Präzision noch Originalität. So ist „herkömmliche Politik“ einfach der Gegenbegriff zu den verlogenen Praktiken des „Normalisierungsregimes“ und erfordert keinen Bezug auf Hannah Arendt oder Karl W. Deutsch. Ebenso wenig bedurfte es der Kenntnis Heideggers, um Identitäts- und Geschichtsverlust oder die Reduktion authentischer Politik auf technische Manipulation konstatieren zu können. Damit soll ideengeschichtlichen Versuchen nicht jeder Sinn abgesprochen werden, Bezugspunkte zwischen Havels Formulierungen und diversen Kritikern der Moderne zu finden, aber der Einfluss halbverstandener Seinsspekulationen auf Havel war bestenfalls vorübergehend (vor allem in seinen „Briefen an Olga“, 1979-83).

Einwände bieten sich an gegen Dalbergs Aufarbeitung der „tschechischen Tradition gesetzlichen Widerstands“, wiewohl er dieser eine eigene umfangreiche Publikation gewidmet hat.² Ursprünglich formuliert von Karel Havlíček-Borovský nach dem Scheitern der Revolution von 1848 als Strategie der sich herausbildenden tschechischen bürgerlichen Gesellschaft für eine Zeit politischer Unterdrückung (den sogenannten Bach'schen Absolutismus), in den 1890er Jahren wiederaufgenommen als antiromantisches Programm der Relativierung überzogener politischer Erwartungen (Politik ist nur ein „bescheidenerer Teil des geistigen Lebens“ – Masaryk 1895), ging es um etwas Anderes als um den Mehrheitsdiskurs einer stark durchpolitisierten Gesellschaft. Die „unpolitische Politik“ blieb aber unvergessen und wurde aktualisiert, als – nach 1939, nach 1948 – eigentliche Politik unmöglich geworden war. Von „Antipolitik“ konnte dabei keine Rede sein, es sei denn als Warnung vor kontraproduktiven Abenteuern; es war vor allem der Appell gegen Resignation in schweren Zeiten.

In diese Tradition gehört zweifellos Havels „Versuch, in der Wahrheit zu leben“ – angesichts massenhafter Anpassungsrituale der Mehrheitsgesellschaft seit 1969. Dieser Position den Vorwurf des Elitarismus und der Selbstisolierung zu machen (so Emanuel Mandler), scheint mir abwegig, nicht weniger als Havels damaligen Ideen einer existentiellen Revolution (Politik als „praktizierte Sittlichkeit“, Politik ohne Machtstreben) Realitätsferne vorzuwerfen. Sein unpolitisches Projekt ist nicht einfach von der Warte realpolitischer Wirkung zu beurteilen und folgerichtig zu verwerfen: Realpolitisch war die Lage aussichtslos, und in dem Augenblick, als sie sich zu verändern begann, handelte auch Havel politisch, wenn auch zögerlich und unter Vermeidung von Gewalt. Dalbergs Formulierungen sind hier widersprüchlich: Einerseits betreibt Havel „antipolitische“ Politik, andererseits ist er „kein Antipolitiker“ (S. 111 f). Auch der Verlegenheitsbegriff „posttotalitär“, vom Verfasser im Überfluss gebraucht, ist alles andere als ein akzeptierter terminus technicus: Havel

² Dalberg, Dirk M.: Die nichtpolitische Politik. Eine tschechische Strategie und Politikvorstellung 1890-1940. Stuttgart 2014.

wollte ursprünglich den Unterschied zum voll totalitären Regime der 1950er Jahre herausstreichen, das jede spontane Bewegung in Fanatismus und Angst erstickte, während die „posttotalitäre“ Atmosphäre zumindest nicht daran hindern sollte, den rechtlichen Schein beim Wort zu nehmen; allerdings um den Preis, dass das Regime sein wahres, immer noch halbtotalitäres Gesicht hervorkehrte.

In einer Schlussbetrachtung geht Dalberg noch einmal auf Havels Vorbilder und Parallelerscheinungen ein, wieder nicht ohne schiefe Formulierungen: Sittlichkeit ist für Masaryk keineswegs „vor allem politische Sittlichkeit“ (S. 118); er weigert sich nur, die Politik aus der Zuständigkeit moralischer Kriterien zu entlassen. Von „antipolitischer“ Politik kann bei Masaryk und seinem Umfeld wie gesagt keine Rede sein, auch nicht bei Adam Michnik, den Dalberg zum Vergleich heranzieht, und allenfalls György Konráds Essays aus den 1980er Jahren formulieren – in relativ bequemen Verhältnissen des Kádár-Regimes – ein bewusstes Programm des Abstands von (Macht-)politik. Konráds Position mit Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ in Verbindung zu bringen, ja als „Selbstverteidigung des bourgeois Individuums“ (S. 130) zu bezeichnen ist allerdings Geschmacksache. Das besprochene Buch hat ohne Zweifel eine Menge relevanter Probleme aufgeworfen, doch wäre das Fazit, Havels „Leben in Wahrheit“ als Instrument des politischen Wandels sei „überaus idealistisch“ (S. 139), nicht eben befriedigend.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Stickler, Matthias (Hg.): Jenseits von Aufrechnung und Verdrängung. Neue Forschungen zu Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration.

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014, 204 S. (Beihefte der Historischen Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 86), ISBN 978-3-515-10749-5.

Der neue Band der Reihe „Beihefte der Historischen Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft“ präsentiert sieben Vorträge, die auf der Jahrestagung 2008 der Ranke-Gesellschaft in Würzburg zu hören waren. Hinzugenommen wurden drei weitere Aufsätze zum Themenfeld, die später entstanden sind. Herausgeber Matthias Stickler versichert in der Einleitung, dass die so lange verzögerte Publikation des Tagungsbandes durch die Aktualisierung aller Texte auf den Stand der Forschungsliteratur bis 2012/13 ausgeglichen wurde. Dieser Band folgt dem Boom von Publikationen zum Thema „Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration“ der letzten Jahre, der, wie es scheint, inzwischen etwas abgeflaut ist. Die thematische Bandbreite reicht von biografischen Abhandlungen und Darstellungen konkreter Einzelfragen des Vertriebenenthemas über Untersuchungen der Vertriebenenverbände bis hin zu Beiträgen zur Erinnerungskultur in Deutschland, Polen und Europa. Genauso breit und ausgewogen ist die Auswahl der Autoren erfolgt. Neben den Experten in der deutschen Vertriebenenforschung, wie es der Herausgeber sowie Michael Salewski, Andreas Kossert und Christian Lotz sind, stammen die Beiträge von ausgewiesenen ausländischen Historikern wie Jan M. Piskorski (Universität Stettin), Małgorzata Świder (Universität Oppeln), und Gilad Margalit (Universität Haifa). Aber auch die jüngere Wissenschaftlergeneration mit ihren Sichtweisen über die Thematik ist mit Beiträgen vertreten, beispielsweise Matthias Finster, Iris Thöres und Eva Dutz.

Der Aufsatz von Eva Dutz widmet sich dem sozialdemokratischen Vertriebenenpolitiker Wenzel Jaksch (1896-1966), der nach 1945 u. a. Vorsitzender der Bundesversammlung der Sudetendeutsche Landsmannschaft und von 1964 bis 1966 Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV) war. Dutz setzt ihren Schwerpunkt auf die kritische Haltung Jakschs gegenüber der neuen Ostpolitik in der ersten Hälfte der 1960er Jahre. Jaksch machte Front gegen diese Politik, woraus sich Konflikte und Spannungen zwischen seiner Rolle als Partei- und als Vertriebenenpolitiker ergaben. Der Beitrag macht zum wiederholten Male das Forschungsdesiderat deutlich, das zu Jaksch besteht: Bis heute liegt keine fundierte wissenschaftliche Biografie über den streitbaren Vollblutpolitiker vor.

Gilad Margalit setzt sich sehr kritisch mit der vertriebenenpolitischen Programmatik des langjährigen Bundesverkehrsministers, Sprechers der Sudetendeutschen Landsmannschaft und CDU-Politikers Hans-Christoph Seebohm (1903-1967) auseinander. Der geistig der Programmatik der nationalkonservativen Rechten stets verbunden gebliebene Seebohm, den Margalit als „revisionistischen Hardliner“ bezeichnet, der selbst die Grenzen von 1937 für Deutschland nicht anerkennen wollte, habe mit seinen politisch heiklen Reden über Vertreibung und Grenzfragen für manchen Skandal und scharfe Reaktionen erst bei den alliierten Vertretern in Deutschland und später bei den Regierungen im Ausland gesorgt. Das politische Denken Seebohms sieht der Autor gleichsam im Kontext der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik, die ständig laviert hatte zwischen „gemäßigten revisionistischen“, auf Gewalt verzichtenden Positionen und einer „radikalen revisionistischen Agenda“, die faktisch den slawischen Nationalstaaten das Existenzrecht absprach.

Matthias Stickler stellt seine Forschungen über die „zwei Leben des Dr. Herbert Czaja“ – in Polen 1914-1946 und in Westdeutschland 1946-1997 – vor. Czaja sei bis heute einer seiner Lebensleistung nicht gerecht werdenden Weise als „Berufsvertriebener“ und „Revanchist“ in Erinnerung geblieben. Czaja habe sich erst seit den 1960er Jahren in seiner politischen Arbeit der Außen- und Deutschlandpolitik gewidmet. Parallel dazu vollzog sich sein Aufstieg im BdV, ab 1964 war er Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Oberschlesien, von 1970 an mehr als 20 Jahre BdV-Vorsitzender. Czaja wurde als harter Vertreter der heimatpolitischen Interessen der Vertriebenen wahrgenommen, obwohl er privat-intern eine schlichte Rückgliederung der Ostgebiete für nicht denkbar hielt. 1989/90 hoffte Czaja auf kleine Grenzkorrekturen und blendete die in 40 Jahren geschaffenen Fakten in Europa völlig aus. Am Ende seines Lebens zeigte er sich verbittert über die in seinen Augen ungerechte und vorschnelle Preisgabe deutscher Ostgebiete im Gefolge der Wiedervereinigung.

Małgorzata Świder untersucht die sogenannte Entgermanisierung Oberschlesiens nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung. Die kulturelle Erinnerung an die deutsche Vergangenheit sollte durch staatlich verordnete Polonisierung, hier am Beispiel der Auslöschung deutscher Namen und Orts- bzw. Straßennamen dargestellt, durchgesetzt werden, was aber aufgrund des passiven Widerstands vor allem der autochthonen Bevölkerung nur unzureichend gelang.

Andreas Kossert dekonstruiert zum wiederholten Male die These vom „Mythos der schnellen und gelungenen Integration“ der Vertriebenen in die beiden deutschen

Nachkriegsgesellschaften. Die Flüchtlinge und Vertriebenen galten nach 1945 als unbequem, von einer nationalen Solidarität war in Ost und West gleichermaßen kaum etwas zu spüren. Im Westen sah man sie als Störenfriede der Westbindung, später der Entspannungspolitik, im Osten wurden sie bespitzelt und verhaftet, wenn sie an ihren Heimatverlust erinnern wollten. Dass die oft gelobte Integration dennoch gelang, lag, so der Autor, in der Leistungs- und Anpassungsbereitschaft, der Arbeitskraft und bald auch der Kaufkraft der Betroffenen selbst. Kossert fordert erneut, die deutschen Vertriebenen voraussetzungslos als Opfer anzuerkennen und eine innere Versöhnung der Deutschen mit ihren Vertriebenen vorzunehmen.

Christian Lotz widmet sich der Rolle der Schlesischen Landsmannschaft in den erinnerungspolitischen Kontroversen des geteilten Deutschland. Im Mittelpunkt stehen deren Deutung von Flucht und Vertreibung sowie die der SED-Agitation. Die jahrzehntelange Argumentation der Landsmannschaft betonte den deutschen Charakter und die deutsche Kultur des verlorenen Territoriums und nannte Vertreibung und Zwangsaussiedlung Unrecht. Sie sprach von einem nicht näher definierten „Recht auf Heimat“ und forderte eine Revision der Oder-Neiße-Grenze und die Rückgabe der Gebiete. Die SED-Propaganda hingegen argumentierte mit der anhaltenden Abwanderung deutscher Bevölkerung seit dem 19. Jahrhundert aus Schlesien. Die in „geordneter Weise“ vollzogene Aussiedlung nach Kriegsende hätte dann ohnehin, so die SED-Sicht, lediglich die „Kapitalisten und Großgrundbesitzer“ betroffen. Jeder, der deutsche Geschichte im Osten Europas thematisierte, wurde pauschal als Revisionist und Kriegstreiber diffamiert. Die zunehmende Delegitimierung heimatpolitischer Forderungen der Landsmannschaften führte dazu, dass die Beschäftigung mit der Geschichte der Ostgebiete ins erinnerungspolitische Abseits gedrängt wurde.

Iris Thöris erforscht die Entstehung der großangelegten „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ am Beispiel des Bandes zu Ungarn. Sie analysiert die Entstehung im Spannungsfeld zwischen dem Bundesvertriebenenministerium bzw. der von diesem beauftragten wissenschaftlichen Kommission um Theodor Schieder und den zwei konkurrierenden Verbänden landsmannschaftlich organisierter Ungarndeutscher.

Matthias Finster widmet sich der Geschichte des BdV nach 1982. Er behandelt den Wandel der öffentlichen Meinung in den 1990er Jahren hinsichtlich eines stärkeren Interesses am Thema Vertreibung und Vertriebenenintegration. Von diesem Trend profitierte der BdV einerseits, um andererseits aber auch erneut Zielscheibe öffentlicher Kritik zu werden, wie die Diskussionen um das Projekt „Zentrum gegen Vertreibungen“ zeigte.

Jan M. Piskorski präsentiert in seinem Beitrag Überlegungen zur Erinnerungskultur in Deutschland, Polen und Europa. Er thematisiert Flucht und Vertreibung im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg, verbindet seine kritischen Fragen zur Erinnerungskultur mit nationalen Museumsprojekten und fordert eine „wirklich europäisch ausgerichtete Erinnerungskultur“ ein.

In dem Beitrag des im Mai 2010 verstorbenen Michael Salewski, gebürtiger Ostpreuße und emeritierter Geschichtspräsident, nimmt dieser aus sehr persönlicher Sicht Stellung zum Thema „Vertreibung“. Salewski hinterfragt die lange Zeit prakti-

zierte, schließlich aber kontraproduktive Idealisierung der Vergangenheit der deutschen Ostgebiete und hebt zugleich die Verdienste der heimatvertriebenen Frauen und die Rolle der Kriegskinder bei der geglückten Integration der Vertriebenen heraus.

Der Anspruch des Tagungsbandes, einen Beitrag zur Versachlichung der sehr emotional geführten Debatte zum Vertriebenenthema zu leisten, wie auch im weitesten Sinne zur politischen Bildung der historisch Interessierten beizutragen, ist hervorragend gelungen und die Entscheidung für eine „verspätete“ Veröffentlichung war richtig.

Berlin

Heike Amos

Gayer, Veronika/Otčenášová, Slávka/Zahorán, Csába (Hgg.): Remembering the City. A Guide through the Past of Košice.

Terra Incognita Foundation, Budapest 2013, 174 S., Abb., ISBN 978-9-6389-1852-8.

Die ostslowakische Stadt Košice wurde im Jahr 2008 gemeinsam mit dem französischen Marseille zur Europäischen Kulturhauptstadt 2013 ernannt. Überzeugt hatte vor allem das innovative Konzept des Projektes „Interface 2013“, welches das kulturelle und künstlerische Potenzial der Stadt über die Grenzen der Region und des Landes hinaus bekannt machen wollte. Im Mittelpunkt der Präsentation stand von Anfang an die reiche, aber in der Gegenwart einer abgewickelten sozialistischen Industriestadt marginalisierte Geschichte. Das historische Erbe Košices beschränkt sich nämlich nicht auf einige repräsentative Bauten sakraler und säkularer Herrschaft. In die Substanz der Stadt hat sich vielmehr das Wirken eines durchaus progressiven lokalen Adels und eines selbstbewussten, aufstrebenden Bürgertum ebenso eingeschrieben wie die sprachliche, kulturelle und konfessionelle Vielfalt. Darum sollte im Rahmen der Kulturhauptstadt der Aspekt der „Multiethnizität“ in Vergangenheit und Gegenwart besonders gewürdigt werden. Košice, das bis 1918 – und auch zwischen 1938 und 1945 – zu Ungarn gehörte, bietet dafür beste Voraussetzungen. Bis ins 20. Jahrhundert hinein lebten Sprecher des Slowakischen, Ungarischen, Deutschen, Jiddischen, Russinischen, Romani und weiterer Sprachen und Dialekte mehr oder minder konfliktfrei in Košice/Kassa/Kaschau (so die slowakische, ungarische und deutsche Namensform) zusammen. Fraktionierende Nationalideen, so scheint es, hatten wenig Überzeugungskraft. Gleichwohl förderte die politische und kulturelle Elite der Zeit die zum Teil zwangsweise Magyarisierung anderssprachiger Einwohner. Gerade mit Blick auf die gegenwärtig durchaus gespannten Beziehungen zwischen der Slowakei und Ungarn überrascht es ein wenig, dass sich die Stadt unter Hervorhebung gerade dieses Aspekts um die Ernennung zur Kulturhauptstadt beworben hat. In der Berichterstattung deutscher Leitmedien dominierte dann auch diese Dichotomie: hübsche historische Altstadt, zerfallende, von exkludierten Roma bewohnte Plattenbausiedlungen.

Gleichwohl wurde 1992 mit dem „Romathan“ das landesweit einzige Theater gegründet, welches sowohl in Slowakisch wie in Romani inszeniert. Auch eine rein ungarischsprachige Bühne wurde eingerichtet. Der Kulturkalender der Stadt füllte

sich zudem mit mehreren Open-Air-Veranstaltungen in den Sommermonaten, die die Vielfalt lokaler Folklore und der jüdischen Musik wiederaufleben ließen. Gleichzeitig wurde eine vitale lokale Kunstszene gefördert, die genre- und stilübergreifend einen äußerst sehenswerten Blick in die Gegenwartskunst Ostmitteleuropas bietet und zum mittlerweile jugendlich-modernen Charakter der Stadt beiträgt.

Der vorliegende Band spiegelt gewissermaßen die beiden oben genannten Aspekte – reiche, multiethnische Geschichte und junges kulturelles Potenzial. Die Wahl des Englischen zeugt von der Ambition, ein breites Publikum zu erreichen. Nicht weniger als zwanzig junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Košice und anderen Orten in der Slowakei, der Tschechischen Republik und Ungarn waren daran beteiligt, die multiethnische und multikulturelle Vergangenheit der Stadt in Wort und vor allem Bild greifbar zu machen. Zugleich dient das Buch tatsächlich als „Guide“, hängt ihm doch eine Altstadtkarte nebst erläuternder Legende zu den Sehenswürdigkeiten an. Eine Ansammlung erschöpfender Analysen stadthistorischer Entwicklungen wird man also kaum erwarten können. Doch tatsächlich gelingt es den Autorinnen und Autoren, ein Panorama Košices seit dem Mittelalter zu entfalten, das zahlreiche Aspekte der Bau-, Wirtschafts-, Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte zusammenfügt. Vielfältigkeit und Multiethnizität bilden dabei den Dreh- und Angelpunkt der Darstellung und werden beinahe in jedem Beitrag erwähnt, was fast schon übertrieben wirkt. Schließlich sind Nationalität und Ethnizität Kategorien moderner Identitätspolitik und entsprechen kaum der Selbstwahrnehmung mittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Stadteinwohner, die sich doch viel stärker über Beruf, sozialen Status und Konfession definierten.

Die Struktur der einzelnen Kapitel verwirrt bisweilen. Die im Großen und Ganzen eingehaltene Chronologie findet sich nicht im Inhaltsverzeichnis wieder, das eine sachliche Ordnung suggeriert. Zugleich wird die Darstellung in zahllose Unterkapitel gegliedert. So verliert das Buch ein wenig seinen Charakter als „Guide“. Bei der Vor- und Nachbereitung eines Besuches oder in einem Košicer Café kann er aber helfen, in die bunte Vergangenheit der Stadt einzutauchen.

Es sei hervorgehoben, dass die einzelnen Abschnitte mit Forschungsliteratur – vornehmlich in slowakischer und ungarischer Sprache – und sogar Archivsignaturen belegt sind. Damit bildet das Bändchen in gewisser Weise eine praktische Ergänzung zur ebenfalls im Kulturhauptstadtjahr erschienenen deutschsprachigen „Kleinen Stadtgeschichte“ von Tobias Weger und Konrad Gündisch.¹ Der Band von Weger und Gündisch bietet dem – auch wissenschaftlich – interessierten Leser also einen konzisen stadthistorischen Überblick, der zum „Lesen in einem Rutsch“ geeignet ist. Der hier vorgestellte geht tiefer auf einzelne Aspekte der (Kultur-) Geschichte ein, auf prägende Persönlichkeiten, beeindruckende Bauten, den vielsprachigen Alltag und das vielschichtige Zusammenleben und lädt zum mehrfachen Blättern und Lesen ein. Viele der jungen Autorinnen und Autoren verfolgen ein Promotionsprojekt zur Geschichte Košices. Ihre Ausführungen in „Remembering the

¹ Vgl. Weger, Tobias/Gündisch, Konrad: Kaschau. Košice. Eine kleine Stadtgeschichte. Regensburg 2013. Rezensiert in: *Bohemia* 53 (2014) H. 2, 468 f.

City“ lassen spannende und tiefgründige Analysen in einem breiteren Rahmen erwarten, die die ostmitteleuropäische Stadtgeschichte in jedem Fall bereichern werden.

Leipzig

Frank Henschel

Myant, Martin/Drahokoupil, Jan: Tranzitivní ekonomiky. Politická ekonomie Ruska, východní Evropy a střední Asie [Transformationsökonomien. Politische Ökonomie Russlands, Osteuropas und Mittelasiens].

Academia, Praha 2013, 580 S., ISBN 978-80-200-2268-4.

Martin Myant und Jan Drahokoupil haben eine exzellente Analyse der wirtschaftspolitischen Entwicklungen der postkommunistischen Welt unternommen, ihr ursprünglich englisch verfasstes Buch liegt nun auch in tschechischer Übersetzung vor. Die Autoren bieten eine mitreißende Geschichte menschlicher Ambitionen und auch menschlichen Versagens. Sie stellen konkrete Einzelbeispiele für Klientelismus und vertane Chancen vor, werfen aber auch die grundsätzliche Frage auf, zu welchem Staat, welchen Eliten und zu welcher Kapitalismusform die Transformation der einst kommunistischen Länder geführt hat.

Das Buch hat sechs Teile: Im ersten wird das System des Staatssozialismus charakterisiert, der zweite schildert den Verlauf der ökonomischen Transformation, im dritten diskutieren die Autoren mögliche alternative Szenarien. Der vierte Abschnitt befasst sich mit dem Funktionieren und der Konsolidierung des Staates auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, der fünfte fragt nach dem Wirken der alten und der neuen unternehmerischen Strukturen. Im Schlusskapitel bieten die Autoren nicht nur eine Zusammenfassung, sondern auch eine Typologie postkommunistischer Kapitalismusversionen. Unter der Perspektive der Auswirkungen, die die Finanzkrise von 2008 auf die Region hatte, gelangen sie zu einer sehr negativen Gesamteinschätzung der Transformation.

In den Ausführungen lassen sich zwei Hauptthemen ausmachen: zum einen die Rolle des Staates bzw. das Bemühen, diese zu beschneiden, zum anderen die Suche nach dem optimalen Weg für den Übergang von der zentralen Planwirtschaft zur Marktwirtschaft. Besonders stark sind die ersten beiden Teile des Buches, in denen Myant und Drahokoupil die Analyse der aktuellen wirtschaftlichen Situation einzelner postkommunistischer Länder mit dem historischen Kontext verknüpft haben und die Entwicklung des Staates und seiner Institutionen von der Entstehung der kommunistischen Regime nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Krise von 2008 in den Blick nehmen. Sie fragen nach der politischen Macht, der Verteilung des Wohlstands in der Gesellschaft und nach den Kräften, die sich um Veränderung bemühten. So unterschiedlich die Mischung aus Markt und Plan in den einzelnen Transformationsländern war, so ungleich waren ihre ökonomischen Ausgangsbedingungen; auch brachten sie nicht die gleichen Erfahrungen mit der internationalen Integration mit. Ausschlaggebend für den Verlauf und die Erfolge der Transformation war den Autoren zufolge, inwieweit die einzelnen Länder die Herausforderung annahmen, die staatlichen Institutionen umzubauen. Das war keine einfache

Aufgabe in Anbetracht der Tatsache, dass der Sozialismus ein „System mit einer extrem straffen politischen Kontrolle der ökonomischen Aktivitäten“ (S. 193) war.

Wie die einzelnen Länder sich dieser Herausforderung stellten, schildern Myant und Drahokoupil im Folgenden. Der „ambivalente Held“ dieser Auseinandersetzung mit dem konkreten Verlauf der Transformation und vielleicht des gesamten Buches ist der „Washington Consensus“. Diese wirtschaftspolitischen Empfehlungen des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank für die Restrukturierung und Stabilisierung von Ökonomien in der Krise, die in den 1980er Jahren ursprünglich als Antwort auf die Verschuldung der lateinamerikanischen Wirtschaften formuliert worden waren, sollten nach 1989 auch den Ländern Ostmitteleuropas bei der Entwicklung moderner Marktwirtschaften helfen. Myant und Drahokoupil bezeichnen diese Strategie zwar in ihrer allgemeinen Zielsetzung als richtig, verweisen aber zugleich darauf, welche Chancen alternative Vorgehensweisen eröffnet hätten. Zudem sei die Wahl der Transformationsstrategie keine primär ökonomische, sondern vielmehr eine politische Frage gewesen. Und das durchaus nicht nur für die postkommunistischen Länder, für die die Attraktivität des Washington Consensus bereits in seiner klaren Gegnerschaft zum kommunistischen System gelegen habe, sondern auch für den IWF und die Weltbank, die den Transformationsprozess als eine Art Experiment betrachtet hätten.

An dieser Stelle schöpfen die Autoren das methodologische Potenzial ihrer Untersuchung nicht in vollem Umfang aus. Der Washington Consensus dient ihnen vor allem als Ausgangspunkt für die immer wieder geführte Diskussion über das Verhältnis von Markt und Demokratie. Sie wenden sich gegen die naive Annahme, Demokratie und Marktwirtschaft könnten mehr oder weniger konfliktfrei auf die Demontage autokratischer und zentralistischer Regime folgen und heben die Bedeutung des rechtlichen Rahmens sowie weicher Faktoren wie Traditionen und Vertrauen hervor, deren Entwicklung Zeit braucht. Es wäre sicher aufschlussreich gewesen, noch einen Schritt weiter zu gehen und den Washington Consensus als Vergleichsachse zu nehmen und zu fragen, wie weit seine Grundsätze in den einzelnen Ländern akzeptiert und implementiert wurden und wie dies den Transformationsprozess konkret beeinflusste.

Den Mitteln und Ergebnissen der Transformationen widmen sich Myant und Drahokoupil im folgenden Teil. Entgegen der oft geäußerten Behauptung, die Privatisierung sei ein unerlässlicher Schlüssel für den Erfolg des Transformationsprozesses gewesen, vertreten sie die Ansicht, diese habe weder einen institutionellen oder rechtlichen Rahmen geschaffen, noch einen anderen unabdingbaren Bestandteil des unternehmerischen Umfeldes. Auch habe die schnelle Privatisierung nicht zu einer Erhöhung der Effektivität des Unternehmenssektors geführt. Das Urteil fällt hier eindeutig negativ aus: Die Privatisierung wurde nicht im ursprünglich vorgesehenen Umfang durchgeführt; während der ersten Privatisierungswelle modifizierte die Regierung ihre Pläne; die Kuponprivatisierung führte zur Konzentration des Kapitals in Investitions- und Privatisierungsfonds (IPF), also bei Aktienhändlern und Spekulanten und nicht in den Händen derer, die investieren und modernisieren wollten; Änderungen in den Unternehmensstrukturen und insbesondere im Management wurden von den IPF nur selten durchgesetzt; das Handeln der Fonds

unterlag so gut wie keiner Kontrolle, da die einstigen sozialistischen Ministerien als Aufsichtsorgane fungierten. Aber auch Polizei und Justiz waren mit den neuen Formen unternehmerischer Aktivitäten nicht vertraut, schritten nur selten ein und konnten die Einhaltung der Gesetze kaum erzwingen; die Manager hatten oft genug freie Hand, ihre Unternehmen finanziell auszuplündern und zu ruinieren.

Dieses Urteil führt uns zurück zu der eingangs gestellten Frage nach dem Staat, den Eliten und den Kapitalismusformen, die in der Folge der Transformation entstanden sind: Überall waren die kommunistischen Eliten desorientiert, so Myant und Drahokoupil, aber die russischen Eliten begriffen die Chance, die sich ihnen bot, am schnellsten. Wirklich neue Unternehmereliten brachte die Privatisierung nicht hervor. Das Vermögen konzentrierte sich in den Händen derer, die sich am schnellsten in ungesetzlichen Praktiken und politischen Milieus zu orientieren wussten, was der Konkurrenzfähigkeit der Volkswirtschaften nicht eben zu Gute kam. Es entstanden keine starken Rechtsstaaten. Die Erwartung, dass die neuen Eigentümer neue Institutionen fordern würden, erwies sich als überzogen. Vielmehr „verzerrte“ die Transformation die Spielregeln zugunsten derer, die an den ersten Transformationsrunden beteiligt waren und in weiteren Runden nur noch danach strebten, die eroberten Positionen abzusichern.

Und was für ein Kapitalismus entstand auf diesem Weg? Die Autoren entwerfen eine fünfstufige Typologie – von der auf ausländischen Direktinvestitionen beruhenden „zweitklassigen“ Volkswirtschaft über die periphere Marktwirtschaft, den oligarchischen oder klientelistischen Kapitalismus und die Ordnungsstaaten bis zu der von Einkommenstransfers der ins Ausland abgewanderten Arbeitskräfte und internationalen Finanzhilfen abhängigen Wirtschaft. Diese Typologie mag Grenzen haben, zielt aber auf das Wesen des Kapitalismus selbst. Wenn es zu dessen Merkmalen gehört, dass Regeln eingehalten, Schulden bezahlt und die durch Wahlen bestimmte Regierungspolitik implementiert wird, stellt sich die Frage, wann der Kapitalismus in den Transformationsökonomien eigentlich begonnen hat. Kann man überhaupt von Marktwirtschaft sprechen, wenn an die Stelle von Preissignalen unter dem Einfluss von Lobbyisten getroffene Entscheidungen von Staatsbeamten treten?

Auch wenn Myant und Drahokoupil es nicht explizit formulieren: Was den Veränderungen in den postkommunistischen Ländern enge Grenzen auferlegte, war die schwache Zivilgesellschaft, der sowohl die notwendigen Erfahrungen als auch die Mittel fehlten und fehlen, die Diskussion über politische oder ökonomische Fragen zu einer Sache der Öffentlichkeit zu machen. Während der Finanzkrise hat sich gezeigt, dass auch das ein Faktor ist, der es deutlich erschwert, die Folgen der Krise zu bewältigen. Myant und Drahokoupil gelangen zu der vorsichtigen Schlussfolgerung, dass dies den Ländern leichter fallen wird, die moderne Erzeugnisse der verarbeitenden Industrie exportieren, auch wenn damit eine Abhängigkeit von internationalen Entwicklungen verbunden ist, die erhebliche Risiken und Unsicherheiten birgt. Die Zukunft ist allerdings von politischen Entscheidungen bestimmt, und diese lassen sich nicht vorhersagen; und das gilt auch für die Reaktionen der Bevölkerung auf einen sinkenden Lebensstandard.